

Das Werf



Lichtbild: Debus.

Waschtürme sehen dich an . . .

Die 35 m hohen Benzolwaschtürme der kürzlich wieder in Betrieb genommenen Zentralkokerei „Westende“
(Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G.)

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



Oktober 1934

Heft 10

Das Werk

Monatschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1934

Heft 10

Der schöpferische Mensch hat allezeit innere Krisen zu überwinden, von denen er nie weiß, ob sie ihn nicht vernichten oder zerbrechen werden. Aber eben während dieser Krisen muß er dazu noch gesteigert empfinden, wie er außerhalb der sogenannten bürgerlichen Welt steht, wie ihm alle diese ruhigen Lebensabläufe fremd sind. Eben nun fühlt er sich aber auch stärker als jemals der Ur-Natur verbunden, die durch Strömen und Streben, durch Sonnenglut und Regen, durch Sturm und Wetterschlag sich erhält und erhalten muß.

Otto Bleed Scheele

Von der Wehrhaftigkeit des deutschen Geistes.

Von Otto Heuschele.

I.

Wehrhaftigkeit des deutschen Geistes — welch gefährliches, welch vieldeutiges Thema ist damit berührt! Doch bei aller Gefahr, mißverstanden zu werden, muß es beredet werden.

Wir wissen, welch ein wunderbares und herrliches, welch ein gefährliches und zweideutiges Element der deutsche Geist ist. Wir wissen, wie schwer es ist, ihn zu fassen, auszusagen, das und das sei deutscher Geist, da und dort seien seine reinen Offenbarungen, diese oder jene Männer seien seine gültigen Träger. Leichter und eindeutiger ist der französische oder englische Geist zu erkennen, klar und greifbar ist das Wesen des italienischen Geistes, sicher sind die unverwechselbaren Grundkräfte des russischen Geistes aufzuzeigen. Wir wissen auch, wie sehr dieser deutsche Geist immer bedroht wird, wie er immer in Gefahr ist, gleich wie das Volk, das sein Träger ist, ständig von inneren oder äußeren Gefahren bedroht wird. Darüber aber ist nicht zu rechten, das ist ein Schicksal, das nur metaphysisch begriffen werden kann. Wie dieses Volk so häufig in Gefahr gerät, sich selbst aufzugeben, so gehört es auch zum Wesen des deutschen Geistes, daß er sich zu Zeiten selbst verlieren kann.

Man hat in der Gegenwart diese Bedrohungen und Gefahren leidenschaftlich zur Diskussion gestellt. Ein großer Deutscher, ein großer Träger des Geistes, ein Erspürer von Geist und Seele schreibt auf sein gewaltiges Buch: „Der Geist als Widersacher der Seele.“ Andere Zeitgenossen bemühen sich in unzähligen Schriften und Reden, den reinen deutschen Geist aus aller Verbindung mit fremdem oder angeblich fremdem Geiste herauszulösen. In einsamen Gelehrtenstuben entstehen Konstruktionen dieses Geistes, die ebenso unfruchtbar wie lebensfremd sind. Wieder andere möchten aus einer wirklich geistig-politischen Leidenschaft heraus großes deutsches Geistesgut aus dem deutschen Geisteserbe herausschneiden, wie der Arzt krankes Gewächs aus einem Körper schneidet. Andere sprechen davon, es sei notwendig, in die ersten Jahrhunderte unserer Geschichte zurückzugehen, um Zeugnisse reiner deutscher Geistesgestaltungen zu finden. Ein anderer Deutscher nennt Renaissance und Humanismus Augenblicke großen deutschen Verhängnisses.

In vielen seiner Träger hat sich deutscher Geist freilich verleugnet, er hat sich selbst aufgegeben, weil er seiner selbst nicht mehr sicher und bewußt war und im Fremden nicht ein Anderes, sondern ein Absolutes sah, in das man sich, wie man glaubte, verwandeln mußte. Wenn hier an die Nachahmungen französischen Geistes im siebzehnten Jahrhundert, an den übertragenden Einfluß russischen Geistes in der Zeit vor und nach dem Kriege oder an den unheilvollen Einfluß mancherlei artfremden Geistes im letzten Jahrzehnt erinnert wird, so sind damit nur wenige Beispiele genannt.

II.

Wir sind ein Volk der Mitte. Diese einfache Tatsache hat unser geschichtliches Schicksal durch die Jahrhunderte bestimmt. Mehrere Stämme, nur verbunden durch die gemeinsame Sprache, bilden dieses Volk, das kaum einmal im Staate, erst jetzt im Reiche zur Nation wurde. Mehr als einmal strebten die Stämme auseinander, standen sich feindlich gegenüber oder waren in verschiedenen Staaten gebunden.

Wir sind aber nicht nur ein Volk der Mitte, wir sind auch ein wanderndes Volk. Als solches traten wir in die Ge-

schichte ein und sind es bis heute geblieben. Kein Volk der Erde hat so viele seiner besten Glieder auf die Wanderschaft geschickt wie das unsre. Sie sind hinausgezogen und haben draußen durch Leben und Tat für ihr Volk gezeugt. Manche sind zurückgekommen, haben fremdes Gut, irdisches und geistiges, mitgebracht, andere freilich haben ihr Volkstum verleugnet und aufgegeben, sie gingen für ihr Volk unter.

Ein gleiches gilt für den deutschen Geist. Er ist ein Mitte-Geist und ein Wander-Geist. Hineingestellt zwischen den irrationalen Geist des Ostens, den rationalen Geist des Westens, zwischen die Mystik des Nordens und die Klassik des Südens wird er immer wieder von diesen Kräften angezogen und gelockt, muß er sich mit ihnen auseinandersetzen, sich gegen sie erheben. Seine Träger aber waren fast ausnahmslos deutsche Wanderer, Wanderer wenn auch nur im geistigen Sinne. Die großen Geisteshelden von Dürer und Luther über Herder und Goethe bis Nietzsche, Wagner und George sind alle den Stäufnern nachgewandert. Nicht weil sie der Heimat Erde müde und untreu geworden wären, nicht aus Lust nur am lockenden Süden, sondern aus der Not des deutschen Wandertums, das so alt ist wie das Deutschland selbst. Freilich, wer jemals diese Südfahrt als Genuß und Lust ansah oder als Flucht vor der Heimat und ihren Forderungen, der ist erlegen, dem hat die Sonne des Südens Leib und Seele zerstört. Andere haben nur ihre Seele auf diese Südfahrt geschickt, für viele nenne ich zwei, damit sie zeugen für die Ungezählten, die immer wieder „das Land der Griechen mit der Seele“ suchen: Schiller und Hölderlin. Unzählige beste Deutsche haben sich durch Bekenntnis zu ihnen gefellt, unendlich ist ihre Gefolgschaft. Sollte das nicht dafür zeugen, daß deutscher Geist wohl des Wandertums fähig ist, ohne sich aufzugeben. Aus allem aber folgt, daß der im Innersten irrationale deutsche Geist durch keine künstlichen Konstruktionen verengt werden darf, ohne seines besten Wesens beraubt zu werden. Er ist ein Geist der Weite, er wirkt in die Welt, will in der Welt reicher und erfüllter werden. Er ist aber auch ein Geist der Höhe und der Tiefe, er hat sich immer wieder in die tiefsten Seelenabgründe hinab-gesenkt, um von dort Visionen und Deutungen ins Sichtbare heraufzufragen. Davon mögen die Werke der deutschen Mystiker ebenso zeugen wie die Lieder von Novalis oder die letzten Dichtungen von Rilke. Er hat sich aber auch immer wieder in die höchsten Höhen, in die Nähe des Geistes Gottes emporgeschwungen, um des Göttlichen und Absoluten teilhaftig zu werden. Die Werke Hölderlins und Beethovens geben davon Kunde. Zwischen tiefster Heimattreue und weltweisem Ferneschweifen, zwischen höchstem Emporschweben und demütigstem Sichhinabneigen bewegt sich der deutsche Geist in den Jahrhunderten seiner Geschichte. Das schließt seine Größe, aber auch sein Verhängnis ein. Das Götten- und das Stäuferende hat sich symbolisch in einzelnen dieses Volkes wiederholt. Die Geschichte hat in ihren Annalen nur wenige Namen der Untergehenden festgehalten, die Vielen hat sie vergessen, sie hat die Kämpfe aufgezeigt, die einzelne durch-rangen, um sich zu retten. Aus diesen Kämpfen des deutschen Geistes mit fremdem Geiste entsprangen große deutsche Schöpfungen. Aus diesem Ringen erhob sich immer neu die deutsche Seele und der deutsche Geist in ungebrochener Kraft und Jugend.

Möge aus dem Gesagten wenigstens das eine hervorgehen, daß es keinen fruchtbaren Sinn hat, den deutschen Geist auf eine Formel zu bringen, um ihn in der Gegenwart, in der wir



Hof des Rathauses in Regensburg.

Radierung von Walter Komberg.

seiner Hilfe bedürfen, in Reinheit wirksam werden zu lassen. Nur in seiner jahrhundertalten Gestaltwerdung, nur in seinem Werden und Vergehen, in seinem ruhelosen Sichselbstsuchen (denn er ist nie, sondern wird immer) kann er erkannt und seines Wirkens Kraft verspürt werden. Nur in der großartigen deutschen Geistesgeschichte, mit ihren Aufschwüngen und Niederbrüchen, die noch einmal eine Geschichte unseres Volkes selbst darstellt, wird er sichtbar.

Wir wenden uns dieser Geschichte nicht zu, um sie zu genießen, um uns des Großen in ihr zu rühmen, sondern um uns in ihr selbst zu erkennen und Kraft für die deutsche Zukunft aus ihr zu nehmen. Zeitwenden werden immer durch Geisteswenden hervorgerufen; was im Sichtbaren geschieht, wurde im Unsichtbaren vorbereitet. Zeitwenden fordern aber umgekehrt wieder von den Trägern des Geistes, daß sie sich ihrer Aufgaben für die Zukunft bewußt werden, daß sie die besonderen Pflichten, die sich aus der Wendezeit ergeben, erkennen.

III.

Ehe wir diese Pflichten andeuten, soll ein Blick zurückgeworfen werden auf den unmittelbar hinter uns liegenden Zeitabschnitt. Das ganze Volk hat den drohenden Untergang, aus dem es sich nur durch den kaum mehr erwarteten Aufbruch rettete, miterlebt. Nur einzelne aber vermochten die geistigen

Untergründe zu sehen, über denen sich das sichtbare Geschehen abspielte. Es wird viel zu wenig bedacht, daß es letzten Endes geistige, weltanschauliche oder vielmehr ungeistige, in die Maske des Geistes verkleidete geistfeindliche Mächte waren, die dem Verfall vorangingen. Unangetastet bleibe für immer der heilige Ernst des Heldenkampfes, den das Volk als Ganzes durch vier Jahre führte. Unangetastet das Opfer der zwei Millionen Toten des Weltkrieges. Daß und warum der Krieg zu dem Ende führen mußte, das er nahm, das haben wir hier nicht zu untersuchen. Dort lag nicht der Grund unseres Verfalls. Das Kriegsende hätte eines zur Folge haben müssen, daß dieses Volk, das den größten Kampf der Geschichte so heldisch bestand, sich sofort auf sich selbst besonnen hätte, daß es sich geprüft, daß es seine besten Kräfte zusammengeschlossen und zu einem einzigen großen Körper zusammengefaßt hätte, der unter den Schlägen des Schicksals wie ein mächtiger angeschlagener Stab erklingen wäre. Statt dessen aber stürzte sich dieses Volk in bittere Zwietracht. Der großen Stunde seiner Geschichte, in der seine besten Kräfte sich bewährten, der des Weltkrieges, folgte eine Stunde des Verhängnisses, in der die Kräfte der Zwietracht herrschten. Jeder war jedes Feind, jeder sah in jedem nur den Gegner. Aber was hätte denn dieses in Millionen Einzelne zerfallende Volk zusammenschließen können? Nur ein großes geistiges Erlebnis, einzig das Erlebnis seiner jahrhundertalten Geschichte und Geistes-

geschichte. Nur wenn dieses Volk zu den Quellen seiner Vergangenheit, seines eigenen Geistes sich zurückgewandt hätte, wäre es früher zu retten gewesen.

Also hat der Geist, hat die geistige Führung versagt? Ja und nein. Die großen Mahner und Führer haben ihre Stimme erhoben, aber sie wurden nicht gehört, weil große Teile des Volkes den lauten Stimmen falscher Führer folgten und in die Irre gingen. Frühe schon haben Mahner und Richter das Wort erhoben, haben das Unheil geschaut und zu bannen versucht, haben vernehmlich und klar ausgesprochen, was geschehen muß, damit dieser Zusammenbruch zum tieferen Segen für die Nation werde. Von Nietzsche, Lagarde, dem Rembrandtdeutschen, bis Stefan George und Moeller van den Bruck geht eine ununterbrochene Linie der warnenden und mahnenden Stimmen. Wenige nur waren es, die ihnen folgten. Aber diese wenigen wurden zu dem Kern, aus dem hernach die große Erneuerung hervorging.

Wir wissen, wie schwer es ist, einen im Innersten kranken Körper wieder gesund zu machen, aber viel schwerer ist es, einen zerstörten Geist wieder zu erneuern. Das gilt wie für den einzelnen so für das Volk. Wie weit die Zerstörung des deutschen Geistes fortgeschritten war, das ahnt nur der, der diese falschen Träger des Geistes erkannte. Da waren es zuerst die, die den Geist nur um seiner selbst willen pflegten, oder die, die in der Maske des Geistes dem Ungeist der Zeit dienten. Sie waren fast ausnahmslos dem schaffenden Leben, vor allem aber der großen und einfachen Natur und ihren ewig gültigen Gesetzen entfallen. Obwohl sie laut von Seele sprachen, war die Seele in ihnen längst erstorben. Natur und Geist aber dürfen so wenig Gegensätze werden wie sich Seele und Geist entfremden dürfen, und ein wirklicher Geistesführer kann nur der sein, der die Natur nicht verloren, die Seele in sich nicht ertötet hat. Und wie in den letzten Jahrzehnten der Geist im weitesten Umfange selbstständig geworden ist, wie er seine Beziehungen zum Leben verloren hat, so hat er auch seinen Adel aufgegeben, weil seine Träger und seine Hüter selbst ohne Adel waren. „Geist allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es etwas, das den Geist adelt. Wessen bedarf es denn dazu? Des Geblüts“, hat bereits Nietzsche gesagt.

Die Geistesführer waren häufig entartet zu Gelehrten, die sich in die Höhlen der Einzelprobleme verkrochen, aus denen kein Weg ins Leben zurückführte. Von dem wissenschaftlichen Geiste Goethes war nichts mehr übrig, obwohl man ihn äußerlich feierte. Die wenigen Träger seines Geistes standen abseits, mißtrauisch von den sanktionierten Wissenschaftlern betrachtet. Die Reden, die Nietzsche einst über die „Bestimmungen des Gelehrten“ hielt, waren vergessen, obwohl sie nie größere Gültigkeit gehabt hätten als eben jetzt. Die Geisteswissenschaften, einst hervorgegangen aus der lebenserfüllten und lebenswirkenden Geistesbewegung der deutschen Romantik, waren erstarrt zu lebentötender Systematik oder sie hatten sich aufgelöst in zerfetzende Analyse. Die Universitäten, einst das Herz der Nation und vor hundert Jahren die starken Träger der nationalen Erneuerung, waren vielfach zu Museen geworden, in denen der deutsche Geist wohl gehütet wurde, in denen aber seine lebendige Kraft nur selten noch wirksam war. Nur auf wenigen Kathedern sah man Lehrer, die auch Führer der Jugend waren, was nicht eine Ausnahme, sondern eine Voraussetzung sein mußte. Mut und Kraft, die großen Lebenszusammenhänge zu sehen und zu deuten, und damit am Gesamtleben des Volkes gestaltend mitzuwirken, war den meisten Gelehrten und Forschern verlorengegangen. Damit aber war mehr und mehr das Vertrauen der Gefolgschaft verscherzt. Die Jugend sagte sich von solcher Haltung los und strebte leidenschaftlich auf eigenen Wegen ins Leben zurück.

Nicht anders war die Lage im Schrifttum. An die Stelle

des Dichters war der Literat getreten, der nichts anderes erstrebt, als zu unterhalten, der gibt, was eine genußsüchtige Masse sucht, der, wenn er Großes der Vergangenheit berührt, nichts anderes kennt, als es seiner Größe zu berauben und es mit den Maßen seines Alltags zu messen. Die Literaten dieser Zeit waren in Wirklichkeit nichts anderes als volks- und lebensfremde Ästheten, die ihren seelischen Experimenten nachgingen, für die höchstens ein verbildetes, natur- und volkentsfremdetes Weltstadtpublikum Interesse hatte, die aber keine Gemeinschaft, keine Nation bildeten, wie das die Werke der wirklichen Dichter zu allen Zeiten bewirkten. Freilich lebten auch jetzt die Dichter, aber sie lebten in ihrer geheimen Welt, sie bildeten das geheime Deutschland, an das die Besten glaubten. Da war das Werk Stefan Georges, da war Hans Carossa und Ernst Bertram, da war Friedrich Schnack und Ernst Wiechert, da war Paul Ernst und E. G. Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer und Emil Strauß, Hans Grimm und Hans Friedrich Blunck.

Wir wissen, daß ihre Namen nicht dort genannt wurden, wo es galt, das geistige deutsche Antlitz durch Namen zu umreißen, daß vielmehr ganz andere Namen auf den literarischen Jahrmärkten wiederholt wurden als die der angeblichen „Führer“. Sie, denen nichts groß war, die alles auf ihre Ebene herabzogen, mühten die Zeit der Erschütterung der Volksgemeinschaft, um die Volksseele noch mehr zu zerfetzen und um ihre eigensüchtigen Zwecke zu erreichen. Das gelang ihnen dadurch, daß sie sich der rasch und billig arbeitenden neuen Verkehrsmethoden, der mechanisierten Wege, durch die das Geistesleben beeinflusst werden konnte, bedienten. Nichts war leichter, als daß sich ihr verkappter Materialismus mit den Kräften und Mächten der modernen Technik verband, um ihr unheilvolles Wirken zu beschleunigen. Es muß der Geschichte überlassen bleiben, die Zusammenhänge, die sich hier herausbildeten, aufzuzeigen. Erwähnt soll hier nur noch werden, daß es nicht den Besten einer fremden Rasse, sondern den Schlechtesten überlassen blieb, den Scheingeist zu verbreiten, die Verbindungen und Querverbindungen herzustellen und ihren eigenen zerfetzenden Geist an die Stelle des deutschen Geistes zu setzen.

Man muß sich alle diese Zusammenhänge, dieses undurchdringliche Netz und Gewebe, das um den deutschen Geist gelegt wurde, ins Gedächtnis rufen, um den geistigen Verfall des letzten Jahrzehnts zu begreifen. Von dem anarchistischen Schlagwort: „Die Klassiker sind tot!“ bis zu der völligen Zerfaserung des geistigen Erbes ging dieses gefährliche Spiel. Alles war schließlich relativ und alles fragwürdig geworden. Kein Genius der Vergangenheit blieb davor bewahrt, von dem gefährlichsten Gift dieser Epoche, der Psychoanalyse, zerfetzt zu werden. Es gab Gelehrte, die das platte Vereime eines Kästner so ernst nahmen wie die Gedichte Goethes. Zu gleicher Zeit durfte eine so ehrwürdige Gestalt wie die Stefan Georges in einer damals führenden Literaturwochenschrift verhöhnt und verspottet werden. Doch genug dieser bitteren Erinnerungen! Wir haben die Zeit der Wende erlebt, wir wissen aber auch, daß sie nicht der Endpunkt einer Entwicklung sein darf, wir wissen, daß diese Wende für den deutschen Geist eine große Verpflichtung bedeutet.

IV.

Wir haben die Irrwege und Nöte einer vergangenen Zeit erlebt, erlitten und durchkämpft, wir haben erleben müssen, wie zerstörende geistige Kräfte und Kräfte des Ungeistes, wie wesenfremde Elemente im Volke die Führung hatten. Wir wissen heute — und die Besten haben das immer gewußt und mit aller Kraft verkündet —, daß geistiger Führer eines Volkes nur sein kann, wer das ganze Geistesleben einer Zeit überschaut und erschaut. In einem geistigen Führer muß die



Dinkelsbühl.

Radierung
von Walter Romberg.

jahrhundertealte geistige Vergangenheit immer wieder neu lebendig werden, aber auch die Zukunft muß bereits in ihm ihr geheimes Leben führen. Das ist viel mehr, als daß er nur um Vergangenes weiß und von der Zukunft spricht. Führer im Geiste kann nur der werden, für den der Geist kein Spiel, kein Beruf und kein Selbstzweck, sondern eine Kraft und eine Macht ist, fähig, Leben zu lenken, Menschen zu formen und Schicksale zu gestalten. Nur durch solche Träger und Führer wird der deutsche Geist wieder in der Lage sein, die Sendung, die er in der deutschen Gegenwart und Zukunft hat, zu erfüllen. Damit erheben wir die Forderung, daß der deutsche Geist wieder tathaft und wehrhaft werde. Das heißt nichts anderes, als daß wir nur den geistigen Aufgaben und Schöpfungen, Betätigungen und Bemühungen Lebensrecht zuerkennen können, die einer wirklichen Tat gleichkommen, ja, für die der Träger dieses Geistes mit seinem ganzen Dasein einsteht, für die er sein Leben hinzugeben in jeder Stunde bereit ist. Man muß wieder, wenn es nottut, für eine

geistige Haltung, für eine Weltanschauung leiden und sterben können. Nur ein solcher tathafter Geist wird sich wieder Achtung und Würde erzwingen.

Wir durften es erleben, wie unser Volk bestrebt ist, sich zu dem seinem innersten Wesen gemäßen eigenen Weg und Schicksal zurückzufinden. Aber das ist erst ein Beginn, und Ungeheures bleibt in den kommenden Jahren zu tun. Wir stehen in einer Schlacht, unser Leben ist ein Kampf. Wenn gleich kein Blut vergossen wird und keine Toten auf der Walstatt bleiben, so ist der Kampf doch nicht minder groß und für die Zukunft unseres Volkes bedeutsam und entscheidend. Wir dürfen nie vergessen, daß Geisteskämpfe und Seelenkämpfe so wichtig und für den Bestand einer Nation entscheidend sind wie die Kämpfe, die mit der Waffe geführt werden. Nachdem bei uns die äußeren Entscheidungen gefallen sind, müssen die inneren, die geistigen, täglich neu erkämpft werden. Das gilt für den einzelnen wie für das Volk. Wenn jetzt die zukunftsweisenden Kräfte von denen geschieden sind, die nicht Träger

der deutschen Zukunft sein können oder wollen, so müssen auch im geistigen Reiche die Kräfte geschieden werden.

Man hat den betont fremdrassigen und staatsgefährlichen Geist beseitigt, man hat die geistigen Volksverderber gebrandmarkt; damit ist viel getan und doch, die Hauptsache bleibt auch da noch zu tun: das Volk zu seinem großen, noch lebendigen Geisteshort zurückzuführen, daß es aus ihm Kraft nehme und durch ihn immer mehr sich selbst finde. Das kann nicht durch staatliche Machtmittel allein, das kann nur durch das geistige Erlebnis und durch einzelne geistige Führer geschehen.

Man spricht jetzt vielfach davon, daß das „liberalistische“ Zeitalter zu Ende sei; ich möchte dieses Schlagwort nicht wiederholen, ich möchte vielmehr sagen, daß eine wehrhafte Geisteshaltung an Stelle einer alles verstehenden, immer unverbindlichen und unverantwortlichen Haltung treten müsse. Wir haben einen deutschen Führergeist notwendig, der sich auf sich selbst besinnt, der allen Halbgeist, Scheingeist und Pseudogeist ausrottet, der aber auch allem nur äußerlichen geistigen Ruhmredertum fremd ist. Alle geistige Leistung: Reden und Handeln, Schreiben und Gestalten, Singen und Sagen verpflichtet den Träger des Geistes Volk und Nation gegenüber genau so, wie der Diener des Staates, der Beamte und Soldat durch sein Tun und Handeln verpflichtet ist. Andererseits aber muß dieser deutsche Geist fähig werden, in der Welt zu wirken und aus der Welt das wahrhaft Große aufzunehmen, ohne sich aufzugeben, ohne sich und für sich zu fürchten. Diese Sendung in der Welt kann er aber nur dann erfüllen, wenn er aus seiner eigenen Kraft und Reinheit lebt und wirkt. Nicht dadurch, daß ein nationaler Geist etwas in sich verleugnet, etwas ausläßt, überspringt und übersieht, wird er weltgütig, sondern nur dadurch, daß er ganz er selbst ist. Nur so wurden Shakespeare und Dante, Raffael und Rembrandt, Calderon und Cervantes, Goethe und Kant, Mozart und Beethoven, um nur die Größten zu nennen, Weltbest.

Diese Forderungen aber erfüllte der deutsche Geist in den großen Augenblicken seiner Geschichte, der Geist, der sich in Walther von der Vogelweide, in Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, in Eckhart und Suso so gut wie in Luther und Grimmelshausen offenbarte, in Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Fichte, Hegel, Schelling, Hölderlin oder Kleist so stark und rein wirksam war wie in den Dombaumeistern des deutschen Mittelalters oder in den Meistern der deutschen Plastik im Dom zu Raumburg und Bamberg, in Bach so rein wie in Mozart und Beethoven, in Schubert so stark wie in Haydn, in Wagner so groß wie in Stefan George. Sie alle haben den Mut gehabt, sich zu sich selbst zu bekennen, sie alle haben — und das allein bleibt entscheidend — die Kraft gehabt, das, was sie aus fremden Geistesreichen übernahmen, so vollkommen dem eigenen Geistesbereich einzuverwandeln, daß kostbares deutsches Geistesgut daraus wurde. Das gelang ihnen nur vermöge ihres wehrhaften deutschen Geistes, vermöge ihrer echten und starken Verbundenheit mit den Grundkräften ihrer Heimat und — vermöge ihres zähen Willens zum eigenen Gesetz.

So kann es nur sinnvoll sein, das Wesen des deutschen Geistes in der deutschen Vergangenheit zu erspüren und zu erleben. Wer aber in dieser Stunde, aus unserer Gegenwart und ihrem eigentümlichen Leben aufbricht, um die deutsche Geistesgeschichte zu durchwandern, der wird, gehört er wirklich dieser Stunde an, dort die Kräfte erspüren, die unserer Gegenwart dienen können.

Die Träger des deutschen Geistes müssen sich also in dieser Stunde ihrer Verantwortung vor der Zukunft bewußt bleiben. Vieles ist getan, aber täglich muß Neues getan werden. Sie

haben das deutsche Geisteserbe nicht wie einen Museumswert zu hüten, sondern wie einen Quell, aus dem ein ganzes Volk seine beste Kraft nimmt. Sie sollen die Stunde nützen, um das Volk zu seinen wahren Reichtümern zu führen. Sie sollen seine Seele und seinen Geist stärken, wie die Führer auf anderem Felde die Körper stärken und wehrhaft machen. Erst wenn in einem wehrhaften Volke ein wehrhafter Geist wohnt, wird es für seine Zukunft reif sein. Einen wehrhaften Geist aber nenne ich den, der das Große groß sieht, der fähig ist, das Höchste, das aus seinem Volke hervorgegangen ist, als allzeit verpflichtend anzuerkennen. Ihm wird es nicht notwendig sein, dies und jenes aus dem reichen Erbe auszuschalten, weil es einfacher und leichter ist, es als fremd und nicht deutsch zu fassen (eine Gefahr, die jetzt da und dort droht), er wird vielmehr so lange damit ringen, bis es sich ihm als deutsch offenbart und für deutsche Größe und Weite zeugt. Ich nenne einen wehrhaften deutschen Geist den, der fähig ist, einer Begegnung mit den Gestaltungen fremder Nationen standzuhalten, nichts aufzugeben vom eigenen Selbst, aber auch das Fremde nicht zu verkleinern. Einen wehrhaften deutschen Geist nenne ich den, der aus deutscher Erde und deutschem Blute gewachsen, naturnah und seelenvoll, erdverbunden und himmelsstürmend, heimatreu und weltwirkend, die Probleme der Zeit auf die einfachste Gestalt zurückführt und so löst, daß sie der Nation auf ihrem Wege in die Zukunft hilfreich seien. Er wird sich mutig zum deutschen Idealismus bekennen und allen materialistischen und relativistischen Haltungen Kampf ansagen.

Immer wird dieser Geist im Irrationalen seine Stärke haben, und er wird dem Rationalen nur die Fähigkeit, zu leiten und zu begrenzen, zuerkennen. Wir sehen, daß dieser Geist vielgestaltig und nie eindeutig ist, daß er selten oder nie von einem Einzelwesen in seiner ganzen Tiefe gelebt oder offenbart werden konnte. Gerade das aber legt dem wehrhaften deutschen Geiste die Verpflichtung auf, die von seiner eigenen Haltung abweichende Haltung zu achten und zu ehren. Geistige Haltung ist freilich nicht gleichbedeutend mit unverpflichtender Repräsentation noch auch mit lautem Lippenbekenntnis, sie setzt vielmehr mutvolles, unzweideutiges und tathaftes Bekenntnis voraus. Sie fordert aber auch, daß das Recht des Geistes gewahrt und geachtet, seine Würde unangetastet bleibe.

Die Geisteserschöpfungen eines Volkes gehören der ganzen Nation; das verpflichtet aber jedes Glied derselben, diese Schöpfungen nicht nur zu achten und zu ehren, sondern durch unablässige Mühe und stetige geistige Arbeit als Besitz zu erwerben. Der geistige Führer eines Volkes steigt nicht zum Volk herab, er läßt sich nicht von ihm bestimmen, sondern, und das ist seine höchste Sendung, er zieht es zu sich empor. Für ihn gilt, wie für den politischen Führer, daß er dem Volke nur insoweit geschenkt wird, als dieses an ihn glaubt, ihn ruft und fordert. Wo die geistigen Führer eines Volkes von einem wehrhaften Geiste erfüllt sind, da wird dieser den Geist des Volkes zu einer gleichen Wehrhaftigkeit erziehen, das heißt, jeder einzelne wird, ringend um die geistige Entscheidung, um eine geistige Haltung, nicht müde werden, bis er das Höchste sein eigen nennt: das Geheimnis des deutschen Geistes, wie es in den deutschen Geistesführern und ihren Werken sich offenbart, zwar nicht gelöst zu haben, aber sicher zu besitzen als einen Lebenshort, aus dem ihm immer neue Kraft, neuer Wille für die deutsche Zukunft gegeben wird. Er wird für diesen Hort mit seiner ganzen Leidenschaft eintreten, um ihn zu erhalten, zu erweitern, im täglichen Leben fruchtbar zu machen, er wird ihn gegen alle Zersetzungen schützen und, wenn es notwendig ist, wie für seine Heimat, so für den deutschen Geist sein Leben hingeben.



Schwälmer
Bauer.
Lichtbild:
Erich Reßlaff.

Ein Auslandsdeutscher fährt ins Reich.

Von Heinrich Zillich.

Warum überfällt uns, wenn wir nach Deutschland fahren, an der Grenze immer das große Gefühl der Beglückung, der Erlösung? Züge sind Korridore, die über die Erdteile gelegt wurden. Ihr Inneres bleibt sich gleich. Die Schaffner wechseln und der Diensteifer. Die Fahrgäste wechseln, die Sprachen. Die Wände bleiben. Man kennt seit zwei Tagen das Muster der Vorhänge, die schmutzige Orangenschale unter dem Sitz, die allen Kehrbesen unerreichbar war, mögen sie auch von national höchst verschiedenen Menschen geführt worden sein. Man kennt die wechselnden Kinobilder der Landschaft, die an den Fenstern vorüberzog, Berg, Stadt,

Ebene, Pferd, Autos und immer Telegraphendrähte. So vieles bleibt gleich und ändert höchstens ein wenig seinen Ausdruck. Nicht bloß der Korridor ist derselbe, auch so manches andere spannt sich als überall gültige Klammer über die Länder; es gibt wirklich eine bestimmende Form des Lebens, die uns überallhin begleitet. Ohne sie können wir nicht mehr sein.

Es ist also nicht des Land, das durch die Fenster grüßt, nicht das maßvolle und großgefügte Bild der Städte, das uns an der deutschen Grenze fast schmerzhaft beruhigend erfüllt. Es ist das unwegbare Lebendige der eigenen Art, die zu uns ge-



Friesischer Fischer.

Lichtbild:

Auslese — Erich Reglaff.

heimnisvoll spricht. Wir suchen nach seinem Kern, tappen wie Blinde nach dem Sinn dieses Wunders, während wir im gleichen Augenblick das Wesentliche längst traumhaft erfasst haben und nur nach dem Worte fahnden, um unsere so oft empfundene Rührung zu erklären. Wir glauben vielleicht, es sei die Ordnung, das Gefühl des sicheren Rechtes, das uns östlichen Menschen hier die westliche Kultur gewährt wie jedem Wanderer, der diese Grenze überschreitet. Nein, nein — es ist nicht dies, es ist — Deutschland!

Und doch ist es auch der Westen, das mitteleuropäische Kulturland. Es gibt auf der Erdoberfläche nur diese Gegend, die seit vielen Jahrhunderten die für uns alle maßgebende äußere und weitreichend auch die innere Weltform bestimmt und schafft. Kein Strich der Erde, der durch diese schöpferisch ausstrahlende Quelle nicht ununterbrochen umgewandelt würde. Was abseits liegt, ist Land der Empfängnis. Es ist Provinz. Hier, an Deutschlands Grenze — die wir wesentlich schon an der Leitha spüren, nicht erst bei Salzburg — beginnt

und ist Land des Geistes, der Aussaat, der Kraft. Wer könnte Kraft in Worte fassen? Wer empfindet sie nicht? Wer erfüllt sie nicht doppelt, wenn er ihr aus einer Gnade des Blutes und der Sprache leiblich verwandt ist?

Wir wissen es wohl, weshalb uns diese Grenze immer ein Wunder ist. Und wir staunen doch, daß es sie gibt. Schreiten wir noch so oft über sie weg, jedesmal erfüllt es sich. Seltsam, daß die Erde keine andere Färbung annimmt, daß die Bäume verregnet im Nebel warten, daß der Kohlenstaub schweflig riecht.

Dieses Erlebnis des Glückes ist die Grundlage jeder Reise, die ein Auslandsdeutscher ins Reich unternimmt. Und wenn er, der doch eine Reise machte, nachher erzählen soll, so kann er nur dies als das erlebte Große erzählen, als das bleibende Große. Er kann — aber das sagt man eben nicht oft —, er kann sagen: Es ist schon alles recht an seinem Fleck und in guter Ordnung, denn es gibt noch ein geheimnisvoll verbendes und uns begrüßendes Deutschland. Und wenn er dabei ein wenig

Großbauer aus Tegernsee.

Lichtbild:
Auslese — Erich Reklaff.



nachdenkt, spürt er mit noch tiefer Beglückung, daß dieser Anruf eigentlich in ihm selbst steckt, genau so, wie das Echo zum Ton gehört. Und das kaum aussprechbare, noch heimlichere Wunder ist es: daß Echo und Ton, Ruf und Antwort vertauschbar sind. Wunder des Blutes, des deutschen Schicksals und dieses Volk mit tausend Heimaten, die alle, einmal diese, einmal jene, tiefer an dem Born des gemeinsamen Wesens lauschen und so ein ewig sich gegenseitig befruchtendes Hin und Her der Gemeinsamkeit sind, die leider noch nicht zur Frucht der ehernen Gemeinschaft aufwuchs. Mit diesem gewiß stolzen Gefühl wird das alte Mutterland in den Augenblick, wo man es betritt, auch zum empfängnisbereiten Schoß der fernen deutschen Abwandlung, die man selbst verkörpert.

Aber wir staunen doch in gleicher Wortlosigkeit, daß es diese Gefühlsgrenze überhaupt gibt. Welche Enttäuschung für uns, daß der satte oder hungrige Alltag des Reiches einer solchen tragischen Verstrickung unseres gemeinsamen Geschickes kaum inne wird! Denn dann müßte unsere Gemein-

schaft erst enden, wo der letzte Deutsche hinter dem Pfluge geht. Es müßte eine ewige Bruderschaft unsichtbar, aber stählern und schwingend über die Erde gespannt sein. Sie müßte uns aneinandernieten und füreinander leben lassen, daß wir nicht wie an ein Wunder glauben, wenn wir merken: Es ist dies oft erwünschte, in sattem Frieden, blutigen Kriegsfahrten, veranenen Revolutionen, zermürbten Sklavenjahren, strahlendem Aufbruch erslehte und ersluchte Gefühl der deutschen Gemeinbürgerschaft dennoch da, schon da, als Erbe aus großen deutschen Jahrhunderten, aus aufstauenden Ahnungen größerer Zukunft, ist da — o gewiß, ist da! — aber noch keimhaft nur, noch kaum zu glauben, aber schon wunderbar, schon erschütternd, schon samenfruchtig.

Ich will euch nicht fragen, Reichsdeutsche, die ihr in dem von Regen durchnässten Lande in ernsten Städten, in Tälern und Dörfern wohnt, durch die mein Heimatzug jetzt fährt, ob ihr in der Wolle des Alltags spürt und fühlt, was ich stammele. Ob ihr, Bauer und Schmied, Bürger und Knecht,



Weinbauer von der Mosel.

Lichtbild: W. Dieß.

Hilflose und Ängstliche, aber auch ihr schweigenden Helden, freißenden Mütter und du irgendwo atmendes Genie, an denen allen mein Zug vorüberfährt, ob ihr wißt, wie groß es ist, was in euch Sprache schuf und Eigensinn, Schicksal und Verderben, Niedergang und Aufstieg! Es ist mir genug, daß es wunderbar ist, wenn schon ich den Schein sehe — wie andere auch, unzählige andere auch, die stammeln werden gleich mir, weil uns die Zukunft wächst. — Ja, es ist genug, daß ein Deutscher es spürt, denn es springt über von ihm gleich der nährenden Flamme.

Und doch sehe ich euch; denn ich tue eine Reise und bin aufgeschlossen. Bei Reisen blickt man nicht bloß im Zuge zugleich aus zwei Fenstern in die Umgebung. Und so sehe ich die Not wohl und die Verwirrung. Sehe aber auch, was ihr vielleicht, verhaftet dem Alltag, nicht so genau seht wie ich, dem noch gestern der Wind der ungarischen Pusta durchs Fenster zuslog, ich sehe, wie ihr und ich — denn wer vermag sich aus der deutschen Geburt auszuschließen! — nach tiefstem

Fall aufzuerstehen begonnen habt. Stärker als je, da ich diese Grenze überschritt, tönt heute das Deutsche, verzerrt oft, rebellhaft und wogend, aber es tönt wieder. Nicht mehr die stumme Verständnislosigkeit der Jahre nach dem Zusammenbruch, wenn wir östlichen Deutschen euch von unserer Sehnsucht sprachen.

Ihr wehrt ab, schlafende Dörfer, über denen jetzt die Nacht liegt, ihr hebt die stummen Augen über euer Elend! Und merkt nicht wie ich, daß ihr den gewandelten Deutschen schon in euren Mauern berget. Ein glühendes Deutschland neuer Ideen, neuen Geistes wächst in euch durch Blut und Streit, Irrweg und Läuterung wie seit langem nicht: durch Mut und Unbedingtheit zur Gestaltung. Wißt ihr denn, mit welcher Havernden Gebanntheit jedes andere Volk nach eurem Vulkan starret, mit welcher Hilflosigkeit, die sich hinter äußerliche Mittel verschanzt, die Völker nach euch hinsehen, wie nach dem Schicksal?

Seidem eure Jugend — und es ist die aus dem Schlachten



Bauer aus der Ries.

Lichtbild: Erich Keschlaff.

des Weltkrieges — in gewiß oft verworrenen, aber brennenden Plänen aufstand und treibt, was man Politik nennt, geht ein Strom von Ideen in die Welt, dem nicht nur Deutsche horchen. Kein Volk ist verloren, dessen Jugend in Bewegung ist. Und nun gar eines, dessen Jugend in solcher Inbrunst — Ahnungslose und Spießbürger mögen es immer Fanatismus nennen — nach der Umgestaltung der Gemeinschaft drängt. Nicht eure Klugheit und Vorsicht, nicht eure ängstliche, eure gutwillige, aber auch eure oft verworrene Brüderlei rührt die Fremden an. Nur eure Feuer, eure seelische Sucht, eure Unbedingtheit, euer gebärender Drang!

Noch weit vom Ziel? Noch seht ihr eure ganze Weite nicht. Noch seht ihr nicht die ausgestreckten Hände von Millionen Deutschen jenseits der Grenzen, noch spürt ihr nicht, wie mit diesen euer Handeln erst sinnvoll werden wird. Noch blickt ihr zu wenig weit über die Grenze.

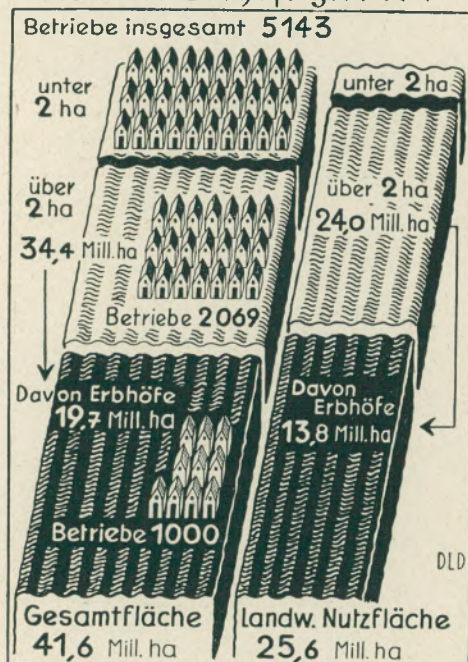
Aber es sind der Deutschen täglich mehr, die wissen, daß da nicht einer aus dem Südosten kommen muß, um zu sagen, daß ihr auch dort seid. Daß es in Europa kein Ende der deutschen Bruderschaft gibt. Echo und Ton. Ruf und Antwort, sie werden lauter.

Man hat das deutsche Volk an die Kandare gelegt. Man hat es klein und häßlich gemacht. Wann war das? Ist es noch wahr? Und heute ist es sichtbar geworden. Überall drängt es nach Formen, die neue sind. Überall birgt es von Ideen. Es verschwendet sich in Gedanken und Gesichten. Es ist in einer alles bedrohenden Weise leidenschaftlich. Es freißt in tausend Geburten.

Versteht ihr, warum die Welt mißversteht? Was aber helfen Haß und Wut gegen diese Art der Eroberung, die euch der Gott eures Schicksals, euch niemals schonend, gewährt!

Der deutsche Erbhof im Zahlenbild.

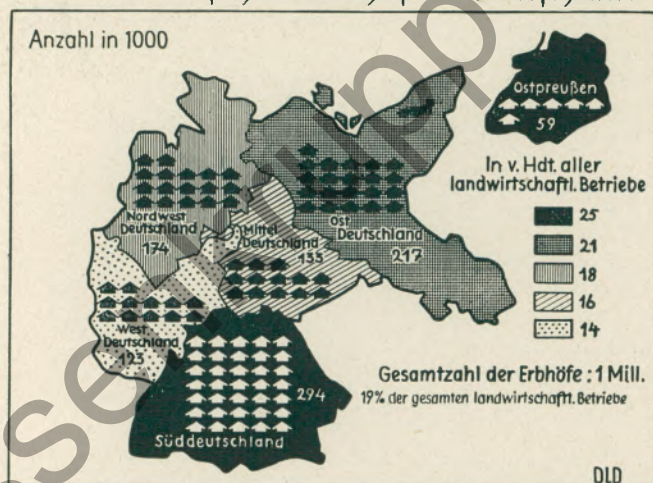
Wieviel Erbhöfe gibt es?



Eine Million Erbhöfe in Deutschland.

Nach dem Reichserbhofgesetz werden Betriebe in der Größe einer Ackerndung bis zu 125 Hektar zu Erbhöfen erklärt, wenn sie sich am 1. Oktober 1933 im Alleineigentum einer bauernfähigen Person befanden und nicht verpachtet sind. Dabei werden etwa 7½ Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche als untere Durchschnittsgrenze angenommen. Es ergab sich, daß danach ungefähr eine Million landwirtschaftliche Betriebe als Erbhöfe in Frage kommen, das ist ungefähr jeder fünfte landwirtschaftliche Betrieb und jeder zweite Betrieb mit über 2 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche. Flächenmäßig berechnet würde der Anteil dieser Erbhöfe ungefähr 60 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche ausmachen, die von den Betrieben über zwei Hektar in Deutschland bebaut wird.

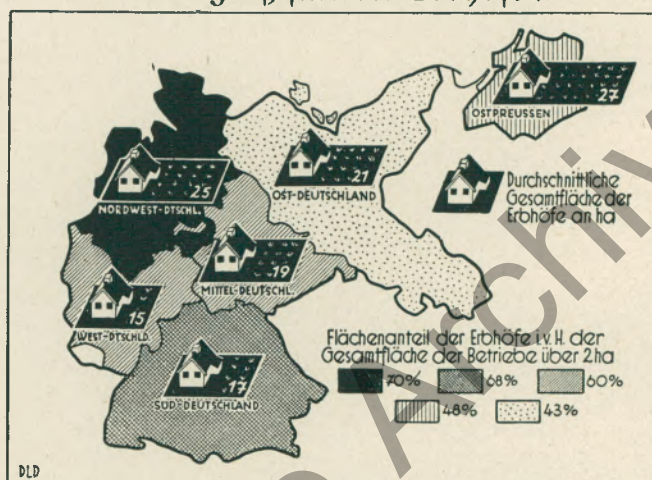
Wie verteilen sich die Erbhöfe in Deutschland?



Die Erbhöfe überwiegen im Süden und Westen Deutschlands.

Der prozentuale Anteil der Erbhöfe an der Gesamtzahl der Betriebe ist in Westdeutschland kleiner als im Osten, da es im Westen und Südwesten Deutschlands eine große Zahl von Kleinbäuerlichen Betrieben gibt, die weniger als etwa 7½ Hektar Ackerndung haben, der ungefähren unteren Grenze, die im Erbhofgesetz bestimmt ist. Die große Zahl der familienwirtschaftlichen Bauernbetriebe bringt es aber mit sich, daß trotzdem drei Viertel aller Erbhöfe in dem deutschen Westen liegen und nur ein Viertel im Osten, wenn man die Ostwestgrenze entlang der Elbe zieht.

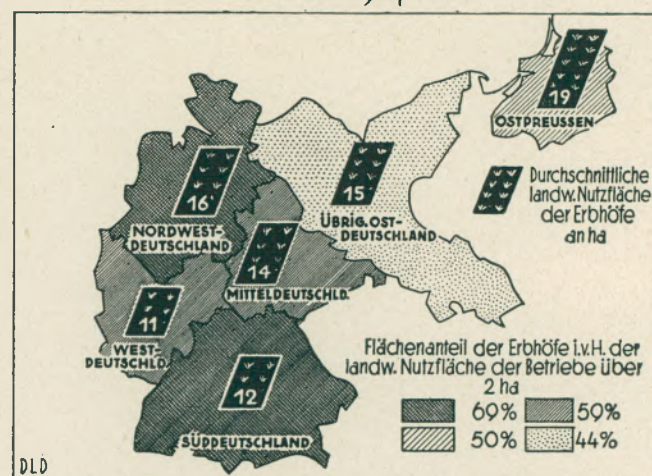
Wie groß sind die Erbhöfe?



Der Anteil der einzelnen Erbhöfe in den Gebieten Deutschlands.

Der prozentuale Anteil der Erbhöfe an der Gesamtzahl der Betriebe mit über 2 Hektar Gesamtfläche ist im Westen bedeutend größer als im Osten. In absoluten Zahlen betrachtet, liegen fast drei Viertel aller Erbhöfe im deutschen Westen. Die Gesamtfläche der Erbhöfe umfaßt 19,7 Millionen Hektar, ihre landwirtschaftliche Nutzfläche 13,8 Millionen Hektar. Die Durchschnittsgröße der Erbhöfe für ganz Deutschland beträgt 20 Hektar Gesamtfläche mit 14 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche. Je weiter man nach Süden und Südwesten kommt, desto kleiner wird die Durchschnittsgröße der Erbhofbetriebe, wie sich ja allgemein die Großbetriebe mehr im Osten, die Mittel- und Kleinbetriebe mehr im Westen und Südwestdeutschland finden.

Die landwirtschaftliche Nutzfläche der Erbhöfe.



Wieviel Ackerland fällt unter das Erbhofgesetz?

Nach den Schätzungen des Instituts für Konjunkturforschung fallen fast 60 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche unter die Bestimmung des Erbhofgesetzes, d. h. also, daß diese Ackerflächen weiterhin durch Erbhöfe für alle Zeiten bleiben werden. Dabei ist in Ostelbien der Anteil der landwirtschaftlichen Nutzfläche der Erbhöfe an der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche wesentlich geringer als im Westen und Süden Deutschlands. Dies ist dadurch bedingt, daß im Westen ein großer Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche in Kleinbetrieben mit weniger als 2 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche bebaut werden, die für die Erklärung als Erbhöfe nicht in Frage kommen. Nach den Ausfuhrungsbestimmungen kann ja angenommen werden, daß ein Bauernhof, der als Erbhof erklärt werden soll, mindestens 7½ Hektar Ackerland besitzen muß.



Niedersächsischer Bauernhof.

Holzschnitt von F. Möhrs.

Der Wald.

Eine Erzählung von Paul Ernst.

In einer Gemarkung im nördlichen Deutschland hatte eine Familie Hermann ihren Bauernhof. Die Familie hatte seit undenklichen Zeiten hier gewohnt und war immer die angesehenste gewesen. Vielleicht hatten die Vorfahren in der heidnischen und altchristlichen Zeit schon das Amt der Billunge bekleidet, wie die Vorfahren der sächsischen Kaiser; vielleicht floß in den Adern der Hermanns dasselbe Blut, das in den Adern der Heinriche und Ottonen geflossen war; es wäre nach der Lage ihres Hofes nicht unmöglich gewesen, denn er lag ganz in der Nähe eines der Orte, wo nach der Sage Heinrichs Vogelherd gestanden hatte.

Die Familie der Hermanns war in den langen Jahrhunderten die gleiche geblieben: sie wohnte in dem alten strohgedeckten Haus mit den Pferdeköpfen, in dessen Mitte die große Diele sich befand; die Knechte und Mägde aßen noch mit an dem gescheuerten Tisch, und vor dem Essen betete der Hausvater das Tischgebet; vielleicht hatte der Vorfahr noch ebenso zu Thor gebetet wie heute der Nachkomme zu dem christlichen Gott. Die alte Bauernfamilie war die gleiche geblieben, aber die ganze übrige Welt hatte sich verändert.

Zu dem Hof gehörte ein sehr schöner Eichenwald. Wenn in den Jahrhunderten einmal ein Stamm gebraucht wurde,

dann war er sorgfältig ausgesucht, zur rechten Zeit geschlagen, auf den Hof gebracht und bearbeitet; es ward auch wohl an die Nachbarn einmal ein Stamm verkauft. Immer wurde dann ein neues Bäumchen angepflanzt und mit Dornen geschützt. Die Gegend war eben; der Wald lag innerhalb der Felder, nach allen Seiten geradlinig abgegrenzt. Die äußersten Bäume hatten ihre Zweige bis unten hin behalten, im Innern hatten sich die Bäume gereinigt und erhoben sich schlank aus dem dichten Unterholz. Vielhundertjährige Eichen standen da, und von der ältesten wurde erzählt, daß sie noch aus der Heidenzeit stamme, und daß die Hermanns noch unter ihr geopfert haben. Ihr Schaft war noch kerngesund, die Äste breiteten sich weit aus, und es war, als ob die übrigen Bäume des Waldes aus Ehrfurcht vor ihr zurückgetreten waren. Der Baum war in der ganzen Gegend berühmt; wenn man den Wald von weitem sah, so konnte man ihn unterscheiden, denn er erhob sich hoch über die andern Bäume.

Im Sommer weidete das Vieh des Hermannschen Hofes im Walde, in früheren Jahrhunderten wohl von einem Sohn des Hauses gehütet, heute von einem Knecht; seit undenklichen Zeiten hatten die Frauen, welche in ihrer Jugend auf dem Hof gedient, das Recht, täglich für zwei Ziegen Futter in ihm zu holen. Im Herbst nahm der Bauer die Glinte und schoß ein Reh oder auch zwei.

Im vorigen Jahrhundert waren die großen Ummwälzungen in der Landwirtschaft gekommen; die Brache wurde abgeschafft, es wurde Klee gebaut, man fütterte im Stall; dann kam die Zuckerrübe, der Körnerbau ging zurück, der künstliche Dünger kam, die guten Arbeiter zogen fort in die Stadt, es wurden polnische Arbeiter angenommen, die nur für Monate blieben.

Man denkt wohl gewöhnlich, daß da, wo seit so langen Zeiten in natürlichen Verhältnissen und in guter Zucht dasselbe Geschlecht gegessen hat, sich ein besonders knorriges Menschentum entwickeln müsse. Aber es ist, als wenn eine allzulange Ruhe und Sicherheit für ein Geschlecht auf die Dauer auch nicht gut ist; die Menschen werden zu fein, und es bildet sich eine Vornehmheit bei ihnen, welche bewirkt, daß sie in der Gemeinheit des Lebens nicht widerstandsfähig genug sind. Man muß wohl ein Volk immer im ganzen betrachten. Da ist alles nötig: Roheit der jungen Kraft, Gemeinheit der untersten Schicht, Vornehmheit des alten Geschlechts; es heben sich Geschlechter und sinken; was für das Geschlecht ein Unglück ist, das ist für das Volk notwendig. Aus der Roheit entwickelt sich Vornehmheit und Gemeinheit, aus der Vornehmheit entsteht oft Gemeinheit, aus der Gemeinheit kann vielleicht wieder Roheit werden, wenn harte Verhältnisse erziehend wirken; oder sie füllt die Plätze aus, welche in einem Volk für die notwendig Untergehenden bestimmt sind.

Auf dem Hermannschen Hofe wehrte man sich gegen jede Neuerung, solange es ging.

Als der letzte Besitzer den Hof übernahm, ein kinderloser Fünzigjähriger, da waren die Umstände sehr viel schlechter geworden, wie sie gewesen. Nicht dadurch, daß sie an sich zurückgegangen wären, aber dadurch, daß die Umstände der andern soviel besser geworden waren. Knechte und Mägde waren nicht mehr zu halten, denn die Kost sagte ihnen nicht mehr zu, welche doch für die Familie gut genug sein mußte; die Arbeit war ihnen zuviel, welche doch von dem Bauern und der Bäuerin geleistet wurde.

Ein Nachbar besuchte den Bauern und sprach mit ihm über alles. Er hielt ihm vor, daß er keine Erben hatte, daß er sich nutzlos quälte und sorgte, ohne doch von seiner Arbeit und Sorge Freude zu haben. Dann schlug er ihm vor, er solle den Wald verkaufen und die Äcker um einen billigen Preis

an wohlhabende Nachbarn verpachten, mit denen er keinen Ärger hatte; von den Zinsen für die Kaufsumme und von den Pachten konnte er mehr als behaglich leben. Einiges konnte er auch für sich zurückbehalten, das er zu seinem Vergnügen bearbeitete, ohne auf fremde Menschen angewiesen zu sein. Dem Bauern kamen die Tränen, als der Freund so sprach; er antwortete: „Ich habe ja auch schon daran gedacht, aber ich habe mich geschämt, das zu tun; wozu bin ich denn auf der Welt, wenn ich mich nicht mehr nützlich machen kann?“ Aber der andere erwiderte ihm, daß er so nicht denken dürfe, daß die Menschen verschiedene Gaben von Gott erhalten haben, und daß ihm niemand einen Vorwurf machen werde, denn jeder wisse, daß auf dem Hermannshof immer Ehrenmänner gegessen haben.

Der Mann bedachte sich mit seiner Frau den Rat lange hin und her; sie wußten beide, daß er gut war, und so beschloßen sie denn endlich mit schwerem Herzen, ihn zu befolgen.

Es kam ein Holzhändler, welcher den Wald kaufte; der Förster hatte einen Überschlag gemacht, welches der Preis war, den er bringen mußte, und nach einigem Handeln zahlte der Händler auch diesen Preis, bei dem er immerhin genug verdiente. Dann reiste er wieder ab und erklärte, daß er zum Winter kommen werde, um die Abholzung zu leiten.

Bäume, deren Holz für Möbel, für den Hausbau und für ähnliche Zwecke benutzt werden soll, müssen geschlagen werden, wenn sie ganz kaffleer sind, da das Holz später sonst reißt und leicht wurmfest wird. Es ist eine alte Bauernregel, daß der Saft am zehnten Januar anfängt zu steigen.

Der Bauer wartete auf die Ankunft des Händlers den ganzen Dezember, er wartete den Januar; endlich, im Anfang Februar, kam der Mann, er brachte eine Anzahl Arbeiter mit, nahm noch andere an und sprach davon, daß er in zwei Wochen den Wald gelegt haben werde.

Der Bauer ging mit ihm in den Wald, wo überall die Äste klang, das Stürzen der gefällten Bäume, das Prasseln der Äste. Er sagte ihm, es sei zu spät zum Fällen, der Saft stehe schon in den Bäumen. Der Händler zuckte die Achseln, er hätte nicht eher kommen können. Der Bauer fuhr fort, das Holz werde reifen. Der Händler lachte und sagte, darauf seien die Tischler schon eingerichtet, das Holz werde heutzutage alles gesperrt, dann reiße es nicht; und wenn es soweit sei, daß der Wurm hineinkomme, dann lebe er schon längst von seinen Zinsen; er mache es wie der Bauer, wenn er genug habe, dann höre er auf und lasse andere Leute auch ein Geschäft machen. Er habe im vorigen Jahr einen Kiefernwald in Russisch-Polen gekauft, da habe im Februar noch der Vogel auf dem Zweige gepfiffen, und im August habe der Polier schon seine Rede vom Gerüst gehalten.

Dem Bauern stieg das Blut zu Kopf. Er sagte: „Die Kiefernbalcken sind in zehn Jahren verstockt, wenn da einer mit dem Messer sticht, dann fährt er bis zum Hest hinein.“ Der Händler erwiderte: „In zehn Jahren ist so ein Haus schon in der fünften Hand.“

Die beiden standen vor der uralten Eiche. Der Bauer sah langsam an ihr hoch und nieder, sah wieder hoch und nieder; indessen redete der Holzhändler gesprächig, dieser Baum sei ein Prachtstück, für den habe er eine besondere Verwendung, das sei ein Stück für einen Millionär. Der Bauer wendete ihm den Rücken und ging.

Er ging nach Hause und stieg die drei Stufen zur Wohnstube hoch. Hier nahm er aus dem Tischkasten das Rasiermesser, prüfte es auf dem Handballen, dann schritt er in die Schlafkammer; der hochgewachsene Mann mußte sich bücken, als er über die Schwelle trat. In der Kammer legte er sich auf das breite eheliche Bett, schloß die Augen, führte das Messer zum Hals und schnitt entschlossen zu.

Vom
karolingischen
Königshof
zum
neudeutschen
Erbhof.



Lichtbild: Hallensleben.

Jergendwo in einem stillen, eichenumbegten Winkel des Ravensberger Landes, das wie eine weitgebordete flache Fruchtschale zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge eingebettet ist, liegt eine verwitterte, altersgraue Wasserburg, flankiert von einem wuchtigen, schieferbedeckten Turm: Haus Kilber.

Mehr als ein Jahrtausend urkundlich verbrieft Geschichte — beginnend mit der heute im Staatsarchiv zu Münster ruhenden Urkunde, durch die Ludwig der Deutsche im Jahre 852 der späteren Fürstabtei Herford neben anderem Reichsgut den zur Villa Kelderi gehörigen Herrnsitz vermachte, abschließend mit der Inschrift über dem Torbogen:

Friederike Auguste Höpker geb. Delius 1850
— spiegelt sich in seinem stillen wasserrosenbestreuten Burggraben wieder.

Und zwischen diesen Grenzpfählen, die eine Jahrtausendspanne nüttern und sachlich abstecken, liegt eine Unzahl von Meilensteinen, deren jeder eines kurzen Verweilens verlohnen würde. Drei von ihnen seien wahllos herausgegriffen:

1. In dem ältesten uns erhaltenen Heberegister der Abtei Herford aus dem 12. Jahrhundert ist Haus Kilber zur Abgabe von 2 Scheffel Roggen, 30 Scheffel Hafer, einem Schwein und einem Schaf verpflichtet;

2. vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zum ersten Jahr-

zehnt des 19. Jahrhunderts werden die Vincken, ein Geschlecht, das aus seinen Reihen der Provinz Westfalen seinen bedeutendsten Oberpräsidenten stellte, als „zu Kilber erbgeessen“ erwähnt;

3. Die beiden Flügel einer Tür im Innern von Haus Kilber füllen zwei von Friedrich Wilhelm dem Ersten, dem Soldatenkönig und Vater Friedrichs des Großen, stammende Dilemmate, zwei preussische Grenadiere in Lebensgröße, handschriftlicher Dank des Königs für zwei aus dem Land der roten Erde zugesandte „Lange Kerls“.

Aus der nüchtern aktenmäßig belegten und doch für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, blut- und lebensvollen Zeitspanne schweift der Blick rückwärts und voraus. Rückwärts: Alle Anzeichen und das Ergebnis der bisherigen Forschungen lassen mit ziemlicher Gewissheit darauf schließen, daß an der Stelle der Villa Kelderi im alten Graingau ehemals ein Jagdschloß des Sachsenherzogs Widukind oder eine karolingische „curtis“, ein Königshof, gestanden hat. Voraus- und Zukunftsweisend: „Haus Kilber“, seit 1818 Eigentum und Besitz des bürgerlichen, westfälischen Geschlechts Höpker, ist seit Jahresfrist kraft neuen deutschen Rechts zum Erbhof geworden. Das zweite Jahrtausend seiner Geschichte beginnt mit dem Jahre 1 des Dritten Reiches.

W. D.

Schadet Humor der Autorität?

Von der Disziplin im Werkbetrieb.

Von Dr. Theodor Lüddecke.

Der Verfasser läßt soeben in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, sein neues Werk „Nationalsozialistische Menschenführung in den Betrieben“ (Kart. 4,50 RM., Leinen 5,70 RM.) erscheinen, das das Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter im Sinne der neuen Volksgemeinschaft darstellt. Ihm geht es um die Herausbildung eines industriellen Lebensstiles, der die Volkskräfte nicht zermürbt, sondern steigert. Wir entnehmen diesem für unsere Tage so wichtigen Buche folgenden Abschnitt.

Es ist eine eigene Sache mit dem Humor! Feierlichkeit, Ernst, ein spärlicher Kommandoton schaffen Spannung, Autorität, geben dem Menschen Gewicht. Dies alles trägt dann bei, eine scharf abgegrenzte Distanz zwischen Leitung und Mitarbeiterstab zu legen. Je weniger ein Mensch den anderen kennt, je größer ist diese Distanz, je zurückhaltender ist auf beiden Seiten der Verkehrston. Der erste Wiß, den die Autorität macht und der das erste Lachen auslöst, kann unter Umständen bereits ein gutes Drittel der Autorität in Stücke reißen.

Nun gibt es Menschen, die aus Gewöhnung oder geradezu systematisch, im Berufsleben wie auch sonst, ängstlich die Spannung eines absolut autoritativen Verhältnisses zwischen sich und dem Partner aufrechtzuerhalten suchen. Sie lassen niemals in sich hineinschauen. Sie haben, wenn sie Vorgesetzte sind — und nicht nur dann —, eine Abneigung dagegen, dem andern Einblick zu gewähren in den Ablauf ihrer Gedanken, in die Motive, die sie zur Erteilung gerade dieser Anordnung bewegen. Der Untergebene bekommt nur das Schlußglied der langen Gedankenkette, und zwar in mehr oder weniger ausgeprägter Befehlsform, zu hören. Ohne Zweifel ist diese Haltung geeignet, jene Spannung, die die Vorbedingung von Autorität und Gehorsam ist, aufrechtzuerhalten.

Das andere Extrem ist eine absolut aufgeschlossene, heitere, zwanglose Haltung, die aber leicht dazu führen kann, daß jede Spannung überhaupt verschwindet, und daß beim Partner der Gedanke der Gehorsamsverpflichtung immer mehr gelockert wird. Das Ergebnis ist schließlich ein unproduktiver, schwächerer Verkehrston, der sich leicht an der Grenze des Unwürdigen bewegt. In diesen Fehler verfallen besonders leicht alle überintellektualisierten Schwächlinge, gelegentlich aber auch sehr starke Naturen, denen aus einer angeborenen Gutmütigkeit heraus das einseitige Wirken durch das Mittel eines mechanischen Vorgesetztenverhältnisses unsympathisch ist.

Die absolut autoritative Haltung finden wir häufig bei Menschen, die entweder nicht genügend Geist besitzen, um einen gesunden Wiß zustande zu bringen oder auch bei typischen Zivillisten („Bourgeois“), die in vitaler Hinsicht schlecht weggekommen sind und es infolgedessen nötig haben, den Mitarbeiter und Mitmenschen vermöge ihrer übergeordneten Stellung stets unter Druck zu halten, um diese Autorität gewissermaßen als Schutzpanzer zu verwerten. Diese Typen sind meistens nicht sehr beliebt. Es sind Menschen, die Hassstimmungen am leichtesten aufkommen lassen.

Der absolut aufgeschlossene, humorvolle Mensch wiederum kann ebenfalls nicht als Führerideal betrachtet werden. Dieser Verkehrston läßt den großen Auftrieb, den absoluten Willen vermissen, der die Vorbedingung ist für große Leistungen. Ihm fehlt das persönliche Gewicht.

Ironie kann das Merkmal eines souveränen, über der Situation stehenden Menschen sein. Häufig ist das ewig ironische Gebaren aber der Charakterzug von Schwäche, Dekadenz und aufgeblähtem Intellektualismus, dem der Baumeisterwille, die Instanz des letzten Mutes, das Bewußtsein, Träger großer Aufgaben zu sein, fehlt. Ironie — von einer starken, zukunftsreudigen Position aus in die Menge geschleudert — kann aufrüttelnd und erzieherisch wirken. Im übrigen ist und bleibt sie aber eine Angelegenheit mit nega-

tivem Vorzeichen. Die Zukunft wird mehr im Zeichen des Ernstes stehen.

Deshalb brauchen wir aber einen gesunden, in der Basis gutnütigen Humor aus unserem Berufsleben nicht zu verbannen. Ich glaube nur, daß der Ernst um so größer sein muß, je mehr wir uns dem engeren Wirkungsbereich der in letzter Instanz führenden Männer nähern.

Mangelnder Humor ist häufig gleichbedeutend mit einer unverkennbaren Scheuheit und Schwäche. Man wagt es nicht, einmal aus sich herauszugehen und von Mensch zu Mensch zu sprechen. Wer so wenig inneren Gehalt hat, daß er befürchten muß, sofort seinen autoritativen Nimbus einzubüßen, wenn er einmal den andern in sich hineinschauen läßt, wenn er einmal den Mantel der Autorität abstreift, um zehn Minuten nichts weiter als Bruder, Mitmensch und Kamerad zu sein, der braucht sich gar nicht erst um die Überwindung der sozialen Spannungen im Betriebe zu bemühen. Es wird ihm doch vorbeigelingen. Es gibt aber eine produktive, ganz natürliche Art von Autorität, die sich bei aller äußeren Leutseligkeit doch in jedem Augenblick durch das Vorzeigen von Leistungen neu legitimiert. Nur diese hat Aussicht auf Erfolg!

Hier und da wurde wohl auch der Versuch gemacht, ein wenig „Humor“ an den Tag zu legen. Wie aus Götterhöhe fiel ein gnädiger Wiß der Belegschaft vor die Füße. Das ist natürlich schon ganz verkehrt! Manche wiederum versuchten, sich gleichsam bewusst demütig ihren Leuten zu nähern. Der Mann an der Maschine hat aber einen sicheren Instinkt für Ehrlichkeit und Falschheit. Entweder er empfindet den ganzen Mann und seine Werkspolitik als ehrlich und von gutem Willen getragen, oder er lehnt beides ab. Wenn man dem Humor, der da gelegentlich bewusst an den Tag gelegt wird, gar noch eine Art von Angst anmerkt, die beschwichtigen will, so ist es erst recht aus!

Der schlichte Soldat liebt seinen Führer weder, wenn dieser allzu kalt-autoritativ auftritt, noch wenn er sich ihm liebedienerisch und absolut konzeptionsbereit nähert. Leistungsfähigkeit, die bereit ist, sich in jedem Augenblick unter Verweis zu stellen, muß sich verbinden mit Energie, Würde, Gerechtigkeit und jenem undefinierbaren Etwas, das den Menschen eben sympathisch erscheinen läßt. Die Erfahrungen des Krieges haben hier die besten Beispiele gezeitigt. Es gab Offiziere, die mit ihren Leuten aus einem Kochgeschirr aßen und sich mit ihnen sogar duzten — die aber immer jene innere Distanz bewahrten, welche die Gehorsamsverpflichtung gewährleistet.

Wer im Betriebe nur herrscht, weil er entlassen kann — also nur vermöge seiner wirtschaftlichen Macht —, wird nie beliebt sein. Der Direktor eines Werkes, der die Autorität nicht auf höchst persönliche Weise in jedem Augenblick neu erstehen läßt, ein Mann, der nur als persönlichkeitslose Nummer — wenn auch als höchste Nummer des Betriebes — im Gestänge hängt, wird nie eine begeisterte Wirkung erzielen. Nur wer sich mit breiten Schultern vor seinen Betrieb stellt, wer sich sehen läßt, wer nicht nur auf dem Umwege über die nachgeordneten Instanzen mit den Männern der Werkstatt verkehrt, sondern häufig auch ganz direkt, wird im Kleinen das erzielen, was man im Großen als „Legendenbildung“ bezeichnet.



Die zerklüfteten Seitenwände des Gran Cañon.

Lichtbilder: D. E. Hoppé, London.

Werkstudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stölper.

IX. Wanderung durch Niemandsland.

Copyright by Paul List, Verlag, Leipzig.

Der Entschluß.

Um anderen Tage ging's zurück zum Gran Cañon, und hier faßte ich den Beschluß, der mich schon mindestens zwei Wochen beschäftigt hatte: ich entschied mich, durch den Gran Cañon hindurchzuwandern. Zwar hatte dies in Inspiration jeder für unmöglich erklärt, oder vielleicht könnte es mit Führer und Mauleseln möglich sein, was bei den Kosten — und auch sonst — für mich natürlich nicht in Frage kam. Einer warnte mich vor den Kuguars, den Verglöwen. Das klang mir damals mehr als heute wie eine Räubergeschichte. Andere erzählten, wie Leute zusammengebrochen waren infolge von Blutsturz bei dem Höhenunterschied, bei der Hitze — kurz, all die Warnungen, mit denen man in den Alpen von einer Besteigung abgehalten wird. Tatsache war, daß man wahrscheinlich drei Tage gebrauchen würde und nur eine Nacht im Quartier schlafen konnte, und die Nächte waren natürlich Ende Mai kalt. Dann wurde mir amtlich im Parkbüro gesagt, daß der Weg schwierig sei und schwer zu finden. Dies war amtlicher Unsinn, wenigstens wenn man mit einem einigermaßen an Klettern, Wandern und Ausdauer gewöhnten kräftigen jungen Mann sprach. Die Haupt-

schwierigkeit wurde jedoch kaum erwähnt. Die war nämlich, schließlich vom Nordrand des Cañons an die nächste Eisenbahnstation zu kommen, etwa 350 Kilometer weit durch so gut wie unbewohntes Gebiet. Der Nordrand ist zirka 400 Meter höher als der Südrand und im Mai noch im Schnee, so daß der Touristenverkehr gesperrt ist. Der erste Omnibus würde am 1. Juni, das heißt in sieben Tagen, verkehren. Das Schlimmste, was mir zustossen konnte, war also, auf diesen Omnibus warten zu müssen, was mich allerdings finanziell zugrunde gerichtet hätte. Aber ich wußte, daß man das Hotel der Union-Pacific-Eisenbahn am Nordrand für den Sommer instand setzte; da mußten ja Menschen und Material irgendwie befördert werden. Es handelte sich also darum, sich mit den Chauffeuren gut zu stellen.

Trotz all dieser nüchternen Überlegungen ließ ich mich doch von dem beeinflussen, was jeder mir weismachen wollte: welcher Gefahr ich entgegenginge und wie wenige Menschen je den Cañon zu Fuß durchwandert hätten. So fühlte ich mich verwegen und kampfesmutig. Ganz zu Unrecht, denn das Durchwandern des Gran Cañons ist lediglich eine Frage guten Schuhwerks. Fünf Stunden oder weniger bergab für

zirka 1000 Meter Höhenunterschied und ein zweiter Tag — drei Tage sind nicht nötig — mit ungefähr zehn Stunden bergauf für etwa 1500 Meter Höhendifferenz — das ist schließlich kein Problem für einen, der in den Alpen geklettert ist.

Die Taschen vollgestopft mit Schokolade...

Die Taschen vollgestopft mit Schokolade — da ich damit rechnen mußte, fünf Tage lang nichts zu essen zu bekommen, wenn niemand auf der Gran Cañon Lodge sein sollte —, in heroischer Stimmung und von den besten Wünschen von Ed Powers und Dave begleitet, zog ich denn los, nachdem alle Habseligkeiten per Post vorausgeschickt waren und ich für einige Zeit nichts als meinen Anzug und die unsterbliche Windjacke bei mir hatte, die zum Wärmen, Kühlen, Schlafen — kurz, zu jeglichem Gebrauche unentbehrlich war.

Von einem Aussichtspunkt konnte ich meine Wanderstrecke fast ganz übersehen und den richtigen Vorgeschmack bekommen. Da unten in der Tiefe lag wie ein dünner, schwarzer Faden über dem braunen, gurgelnden Colorado die Fußgänger-schwebebrücke, die ich überschreiten mußte, der einzige Weg über den Fluß, bis die große Autobrücke fertiggestellt sein würde.

Ich wanderte am Cañonrand etwa 10 Kilometer weit, bis der Abstieg begann. Man kommt sofort in haarsträubend aussehende Serpentinien, die in den schier unüberwindlichen, senkrecht abfallenden Sandstein eingehauen sind. Voriges Jahr wurde dieser Weg überholt, und so ist er heute ein gefahrloser Mauleselstieg, harmlos für Wanderer. Vom Plateau bis zum Colorado wanderte ich drei bis dreieinhalb Stunden in ziemlicher Gemütsruhe und ohne längere Pausen. Das waren also 13 Kilometer und 1000 Meter Gefälle. Beim Absteigen verwandelt sich die ganze Umwelt: die Berge gegenüber steigen und wachsen. Eine Silhouette arbeitet sich heraus, wo vorher das flache Plateau war. Der Cañon scheint mit dem Abstieg breiter zu werden. Die Vegetation bietet einen Museumsgang durch die Flora eines großen Teiles von Westamerika. Am Südrande wachsen Kiefern und am Nordrande die für die Höhe von 2000 bis 3000 Meter typische Espe. Etwas tiefer — dies ist noch besser beim Aufstieg zum Nordrand zu sehen — kommen Laubbäume aller Art und Buschwerk auf, dann die immergrüne Vegetation, wie sie für Kalifornien typisch ist. Noch weiter drunten, auf dem unteren Plateau, wächst Sagebrush, und am Grunde gedeiht nur noch der Kaktus, die Wüstenvegetation. Es wird einem hier die Abhängigkeit der Vegetation von der Höhenlage ganz besonders eindrucksvoll vor Augen geführt. Während die Niederschläge für die verschiedenen Stufen des Cañons natürlich die gleichen sind, die tieferen Lagen durch Zufluß von oben sogar mehr Feuchtigkeit erhalten, gedeiht dennoch, ziemlich streng getrennt, jede Pflanze nur in der ihr angemessenen Höhenlage. Man hat im Gran Cañon die Vegetation Arizonas, wie sie für seine drei hauptsächlichsten Landschaftsformen typisch ist, auf engem Raum beisammen: den Kaktus der Wüstenebene, den Sagebrush des Mittelgebirges und den Kiefernwald des Hochplateaus.

Vielleicht ist der Gran Cañon am gewaltigsten, wenn man ihn von den Granitmauern aus sieht, auf denen aufgebaut sind die Sandsteinwände in ihrer eigenartigen Terrassenarchitektur erheben. Als ich diese Felsen erreichte, die so gut wie senkrecht zirka 50 Meter hoch aus dem Colorado aufsteigen, war die Sonne im Untergehen. Da war ein stetes Leben in dem dunklen Blutrot des Granits, in dem dämmerigen Blauschwarz der Schatten und in der Färbung der Wolken über mir, die die Sonne ab und an in Strahlenfränge kleidete. Die Scheide der zwei Gesteine, Granit-Gneis einerseits und sedimentäre Sandsteine andererseits scheint zwei Welten zu trennen: droben die Terrassengebäude des Sandsteins in

ausgeprägten Formen, himmelanstrebend und farbenfroh, im königlichen Lichtkleide, und drunten die düsteren, formlosen Massen des Granits, in die der wirbelnde, machtvolle Colorado tief eingebettet liegt. Welch ein Fluß, der Colorado! Noch weit entfernt, hört man schon sein Rauschen, Gurgeln und Tosen. Das Flußbett ist eine enge, kaskadenreiche, senkrecht in den Fels geschnittene Rinne. Es ist unmöglich, am Fluß entlang zu gehen; man könnte sich einen Wanderer vorstellen, der auf den Granitfelsen in der Sonne umherirrt und verdurstet, ohne das Wasser erreichen zu können, das nur einen Steinwurf entfernt und fünf Häuser tief vor ihm liegt. Und dieses Bild viele, viele Meilen weit — eine der mächtigsten Verkehrsbarrieren der Welt!

Das Drahtseil über dem Fluß und das Telefon in der Felseneinsamkeit.

Über diesen Fluß hat man ein Stahlseil gezogen mit einer Hängebrücke, erbaut 1928. Ein Jahr zuvor hatte man schon eine Hängebrücke hergestellt, die aber stets nur ein Mann überschreiten konnte; vorher konnte man sich bloß an einer Laufstake, die an einem Stahlseil hing, über den Fluß ziehen, wenn man schwindelfrei war. Zur Zeit wird die Brücke von Touristen mit Mauleseln viel benutzt. Das Wandern zu Fuß ist selten, weil es persönliche Initiative erfordert und die Hotels nichts daran verdienen.

Echt amerikanisch fand sich auf dem unteren Plateau inmitten der Felseneinsamkeit ein Telephon. Da ich mein Nachtquartier nicht vorausbestellt hatte, klingelte ich also an und bestellte ein Bett und einmal Rindszunge mit Bratkartoffeln — in dieser Umgebung ein erstaunliches Verlangen!

Dann wandert man über die Schwebebrücke, die man mit Behagen etwas schaukeln läßt, und spuckt gedankenvoll in den mächtigen Fluß. Im Gran Cañon des Colorado in Arizona!

Am Grunde der wüsten Felsenschlucht liegt die Phantom Ranch, einer der eigenartigsten Plätze, die man sich denken kann, ein Paradies von Frieden, Leben, Blumen und menschlicher Gastlichkeit in dieser starren, gigantischen Welt. Es ist, als ob der Herr der Welten in einer feurigen Schöpfungsfunde erst diese Felsen zusammengemauert und damit seinem gewaltigen Willen ein steinernes Denkmal gesetzt hätte, um dann plötzlich in einer weichen, liebevollen Regung ein kleines, heiteres Stilleben mitten in diese halb erschaffene Felsenwelt zu setzen. Als Werkzeug seiner väterlichen Güte hat der Schöpfer Mr. Fred Harvey bestellt, den Maître de plaisir der Santa Fé-Transkontinentalbahn. So geschah es, daß hier ein Duzend entzückender, blockhausartiger Hütten und ein gemütliches Hotel entstanden, umgeben von einem kleinen Garten mit Pfirsich- und Nussbäumen, Gemüse und Beeren und mit Klee für Pferd, Kuh und Schaf. All das wird bewässert von einem kristallklaren Bach, der aus Felsen, Dürre und Hitze solches Leben hervorzaubert.

Am diesem Abend kam ich zwar zum allgemeinen Abendessen zu spät, aber als ich nach einem köstlichen Bade, rasiert und, soweit das möglich war, zivilisiert, in der Halle erschien, war noch Zeit genug zum Plaudern mit dem Mann, der für das Geologische Landesamt morgens, mittags und abends den Wasserstand und Schlammgehalt des Colorados mißt. Dann saßen da noch einige Gäste, die vor mir per Maulesel heruntergekommen waren; kurz, es war ein behaglicher Kreis von schwärmenden Touristen aus allen Richtungen dieses Kontinents. Und mit Stolz wies die Wirtin auf das Gästebuch hin, auf die Namen aus allen Staaten Amerikas und ziemlich allen Ländern der Welt, Namen von Fürsten, Filmprinzen und Stahlbaronen, die, gerade wie wir weniger berühmten heute abend, als Gäste beisammengesessen und geradeso begeistert vom Gran Cañon geschwärmt hatten. Dann verriet sie halbblau und geheimnisvoll, daß augenblicklich auch



Hängebrücke über den Gran Cañon.

gerade ein Prominenter hier sei: Mr. J., Chef der Biologischen Landesanstalt, ein berühmter Ornithologe, mit seiner Frau und seiner hübschen Assistentin. Ja, ja, allerlei berühmte Leute kommen in den Gran Cañon, und das kam so im Tone heraus: „Es muß doch wohl etwas Besonderes mit dem Cañon sein!“

Berühmte Leute oder nicht — aber den Gran Cañon zu sehen, dazu hatte ich noch gelebt, komme, was wolle! Das war meine Stimmung, als ich dann in die Sternennacht hinauswanderte, wo die Frösche quakten und die Felsen so schwarz und schweigend mich einschlossen, fast beklemmend.

Schräg gegenüber Barbara...

Nach erfrischendem Schlaf in meiner kleinen, stilen, eleganten Hütte gab es ein köstliches Frühstück. Mr. J. war auf einer längeren Exkursion, aber Mrs. J. — diese mußte es sein — hatte ich am Morgen schon entdeckt, als sie in dem kleinen Paradies auf und ab schritt, ausgerechnet mit einem Notizblock und Bleistift in der Hand, augenscheinlich um die Vögel des Morgens nach Stunde und Ort ihres ersten Gefanges zu vermerken. Am Frühstückstisch zu meiner Linken saß eine hübsche junge Dame, die wegen Schwindsucht in Tucson leben muß; zu meiner Rechten saß eine Pflegerin; sie hatte, wenn auch fünf Jahre eiserne Sparsens dazu nötig gewesen waren, den Traum ihres Lebens erreicht, den Gran Cañon zu sehen. Und dann schräg gegenüber saß sie, Barbara! Zum Teufel, was hatten die schwindsüchtige Sentimentale aus Tucson und die Pflegerin, die fünf Jahre für den Cañon gespart hatte, von mir zu wollen, wenn da Barbara schräg gegenüber saß! Ein Lächeln hinübergeschickt! Hurra, ein reizendes Lächeln kam zurück! Da ich sie jedoch nicht über den Tisch hinüber ansprechen konnte, schien es dabei zu bleiben. Man hob die Tafel auf. Ich wagte ein paar Worte an Miß Barbara. Ach, Deutschland! Da war sie letzten Sommer und auch ein Jahr zuvor gewesen. Also sie war Mr. J.s Assistentin und schon vierzehn Tage im Cañon. Herrlich! Damit brach die Gesellschaft auf, und alles schien Asche. Für mich armen Biedermann hieß das: losmarschieren. Ade, Phantom Ranch, ade, Gran Cañon, ade, Schöne, ade — doch all das sollte erst kommen, wenn sich dieses schönen Tages Sonne müde gelaufen hatte auf ihrem Weg über das weite Himmelszelt.

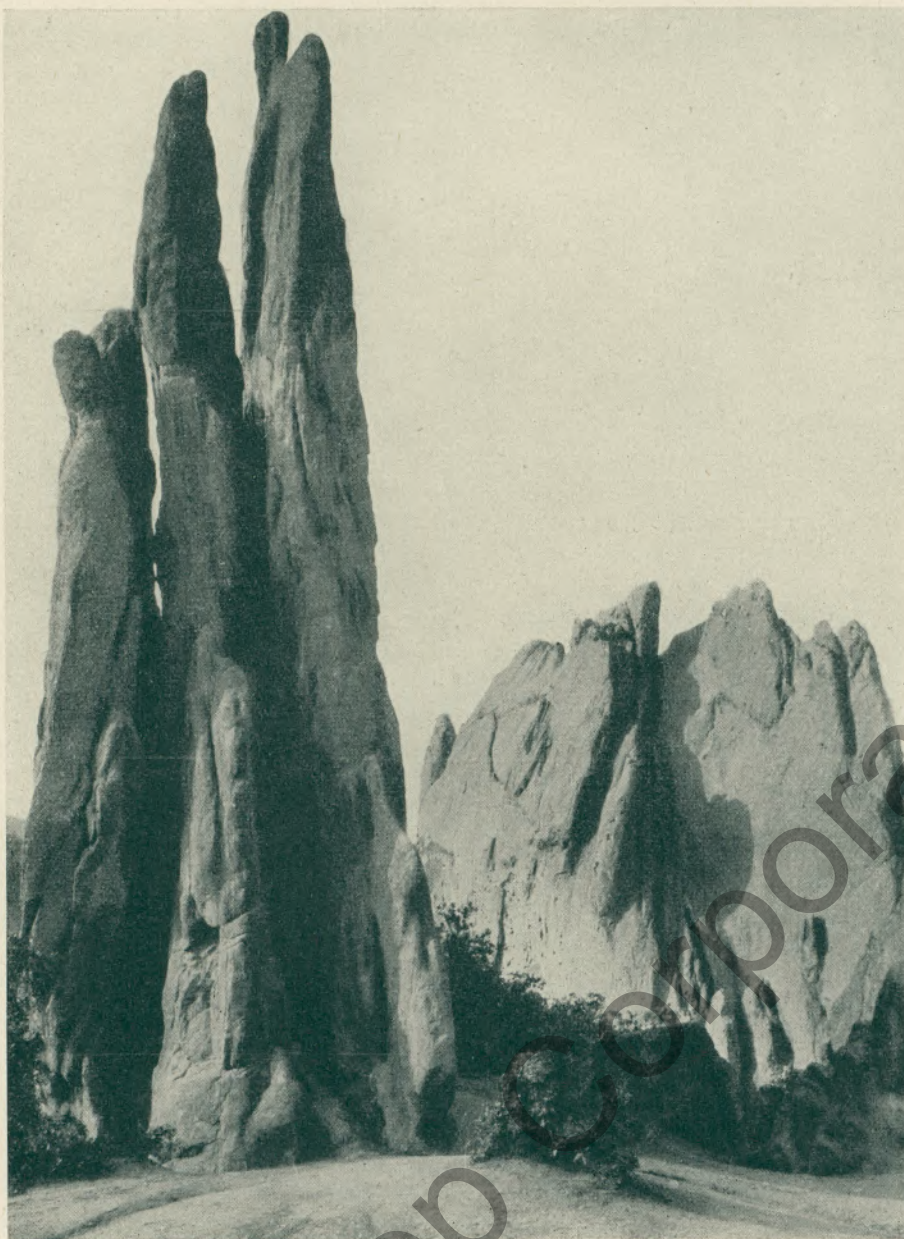
Schon in voller Kriegsbemalung, die Ruine von Windjacke umgehängt, in Abschiedswehmut, mußte ich denn doch Barbara über den Weg laufen, die mit einer langen, eigenartigen Rute daherkam. Ein Lobpreis dieser Rute! — Ob sie zum

Fischen sei? — Nein, zum Eidechsenfangen. — Eidechsen? — Ja, Eidechsen. — — Na, all das war denn zu interessant, und bei meinem besonderen Interesse für Eidechsen...

Gegen Mittag saßen wir verpustend von dem steilen Klettern auf einem Felsvorsprung, fast senkrecht über dem tosenden Colorado und mit einem Rückblick in den Vog Cañon, ein Seitental, das ein Bach im Stil des großen Colorado in den Granit gesägt hat. Als wir so saßen, zog, was Barbara für einen Adler und ich — ohne durch wissenschaftliche Erörterungen das Spiel verderben zu wollen — für einen Bussard hielt, über uns seine Kreise. Felsen, der tosende Fluß, sonst Schweigen, göttliche Einsamkeit, Zweifamkeit!

Es war alles ein Traum, ein Traum von Schönheit, Harmonie und vielleicht von Liebe. Wenn ich mich jetzt auch anstrengen, noch so nüchtern zurückzudenken an Barbara H. aus Kansas — ausgerechnet aus diesem Hinterwäldler-, Methodistens- und Kartoffelstaat Kansas —, es läßt sich nicht leugnen, daß sie ein entzückendes Mädel war. Hatte ich schon so etwas von Naturliebe ohne kitschige Sentimentalität bei einem Mädel gesehen, und dann noch in Amerika! Und wieviel dies Menschenkind gereift war! Im Auto selbst gefahren von Washington zum Cañon, im Auto durch Deutschland. Sie schwärmte von Rothenburg und Dinkelsbühl. Nun war sie hier im Cañon, um Mr. J. Eidechsen, Vögel, seltene Mäusearten und andere Nagetiere fangen und präparieren zu helfen. Welch ein Leben! So die Welt genießen, so reisen, Menschen und Länder kennenlernen und dabei eine bestimmte Aufgabe edelster Natur: Forschungsarbeit! Da saß man denn, erzählte, schwieg, schaute sich um in dieser fremdartigen Welt, lauschte, wenn sich Leben verriet, pflückte Blumen, schaute sich manchmal verstohlen in die Augen, und das schien dann so hoffnungslos tief hinabzugehen wie der Blick vom Cañonrand. Da war denn eine blaue Blume in meinem Knopfloch, da war denn eine weiße, schmale, weiche Hand in meiner Hand. Ein Traum! Man wagte nicht, sich zu rühren, aus Furcht, aufzuwachen.

Heiß war es im Cañon. So zogen wir am Nachmittag zum Baden. Ich versuchte, einen Augenblick im Colorado selbst zu schwimmen, aber es ist unheimlich, wie einen die gurgelnde Strömung zu verschlingen sucht. Doch im klaren Bach war es sicher und kühl. Und welch ein Stilleben kleiner Wunder von Pflanzen, Eidechsen, Käfern und Fischen in der großen Welt umhabbarer Felsriesen! Da saß ich auf moosigem Stein, um den die Wasser spielten, mit der Nymphe des Märchens plaudernd, scherzend, lachend. War es Wirklichkeit?



In der Felsenwüste am Gran Cañon.

Der Forscher,
wie er im Bilderbuch steht.

Zum Abendessen war Mr. J. zurück: eine hagere, in sich vertiefte Gestalt, vielleicht sechzig Jahre alt, ein feines, freundliches, gefellig offenes Männchen und völlig versunken in seine Welt von Tier und Pflanze — der Forscher, wie er im Bilderbuch steht. Einer der Hauptzwecke seiner Felderkursion war, das natürliche Gleichgewicht von Berglöwe und Reh zu studieren. Der Kuguar frisst als Hauptnahrung Rehe. Man rechnet ein Reh alle zwei Tage bis zwei Rehe alle drei Tage pro Kuguar. Um den Rehbestand zu erhalten, muß also der Kuguar künstlich reduziert werden. Werden jedoch zu viele Kuguare abgeschossen, so vermehrt sich das Reh so stark, daß die Weiden nicht ausreichen und ein verkümmert Wildstand heranzwächst.

Eine andere Aufgabe Mr. J.s war, lebende Kaibabhirsche zu fangen, um sie in den östlichen Wäldern in Pennsylvanien usw. auszusetzen. Man will dort den Bestand verbessern —

denn das Kaibab Deer ist wohl der edelste Hirsch Amerikas. In Mr. J.s Gebiet schien überhaupt alles zu gehören, was da kreucht und fleucht; so fand man in seinem Zimmer, ausgestopft oder im Ausstopfen begriffen, ein kleines Museum von Nagern, Echten, Echlangen, Vögeln und selbst verschiedene Arten von Füchsen, Kojoten und Wölfen. Mein letzter Gang mit Barbara war, einen grauen Fuchs als Beute heimzuführen, der sie mit gewaltigem Siegerstolz erfüllte, denn sie hatte ihn in der Falle gefangen.

Mit Mr. J. war der Partnaturforscher zurückgekommen, der in seiner Stellung halb Gran-Cañon-Forscher, halb Vermittler seiner Weisheit an die Besucher ist, denen Vorträge, kleine Exkursionen usw. geboten werden. Er war ein prächtiger, frischer Kerl. Aber, daß ich Barbara in seiner Obhut lassen mußte!

Nachtwanderung.

Gegen neun Uhr abends pilgerte ich los zum Anstieg auf den Nordrand. Ich wanderte bei Nacht, einmal, weil ich Zeit gewinnen wollte, und dann war es auch tagsüber sehr heiß. Ich hatte erfahren, daß ein Arbeiter auf halber Höhe lebe, bei dem ich gewiß schlafen könnte. Und es war ungefähr Vollmond.

Auch diese Nachtwanderung durch den Bor Cañon schien mehr Traum als Wirklichkeit. Wüste Felsenwände stiegen zu beiden Seiten senkrecht empor. Der aufgehende Mond tauchte die Westwand in der oberen Hälfte in sein fahles Silber, während er von der dunklen Ostwand nur die zackige Silhouette ihres oberen Randes gespenstisch abzeichnete. Über mir war ein schmaler Streifen des nachtschwarzen Himmels sichtbar. Sechsmal mußte ich den frühlingsschwollenen Bach durchwaten. Das ist nicht besonders erfreulich, wenn man bis zum Nabel im Wasser steht und sich

durch die reißende, fast gefährliche Strömung hindurcharbeiten muß. Immer, wenn mein Zeug gerade am Leibe zu trocknen anfang, war der Wildbach wieder einmal zu durchqueren. Die Bezeichnung Mauleselpfad war optimistisch, denn der Weg war hier ungleich schlechter als am Südhang, wo er weit mehr begangen wird. Nach etwa zwei Stunden hatte ich die düsteren, wilden Granitwände durchstiegen und kam auf das untere Plateau, wo der Sandstein beginnt. Der Cañon weitet sich hier erheblich und wird freudiger und lebendiger. Am Bach entlang sieht man eine reiche Buschvegetation und einige Pappeln. Das Plateau ist eine Schotterhalde mit Sagebrush und allerlei Buschwerk, der Weg führt durch etwa meterhohe Büsche mit vereinzelt dicken Felsblöcken. Der Mond bescheint die Abhänge mit ungewissem Licht.

Da — ein lautes Fauchen — halt! — Dann, so wie ich mich wieder etwas bewege, ein zweites Fauchen wie von einer Katze, die einen Hund zu schrecken sucht, aber lauter und drohender. Das war der Kuguar! — blühschnell wußte ich es —



... Gegen Mittag saßen wir verpustend auf einem Felsvorsprung fast senkrecht über dem tosenden Colorado...

der Kuguar, der bei dem hellen Mondlicht hinter den Felsblöcken auf äsende Rehe lauerte. Nur eine Bobkase wäre sonst in Frage gekommen, aber die lauert nicht auf dem Boden, sie sitzt im Geäst und stürzt sich im Herabspringen auf ihre Beute. Eine Minute lang mochte ich wie angenagelt stehen — mir schien es eine Stunde. Völliges Schweigen rings um mich, auch nicht ein Blättchen, das sich im Winde rührte. Ganz langsam drehte ich mich und überschaute das Gebiet. Der Mond schien fast Tageshelle um sich zu verbreiten, aber es war doch schwierig, Einzelheiten zu erspähen. Es bewegte sich nichts, von dem Raubtier war nichts zu sehen, so nahe es nach dem schnaufenden, fauchenden Ton auch sein mußte. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich beruhigt hatte. Dann bewegte ich mich langsam auf den Fels zu, wo ich das Tier vermutete. Ein Kuguar ist zu feige, einen Menschen anzugreifen, es sei denn, daß er auf der Jagd eingeengt und gestellt wird. Trotzdem sagte ich mir, daß ein in Sprungstellung liegender Kuguar vielleicht doch zu meiden wäre. Ich warf einen Stein hinter den Felsblock. Es rührte sich nichts. Nach einer weiteren Minute ging ich auf den Pfad zurück und setzte meinen Weg fort. Nach ein paar Schritten kam ich an eine Stelle, von der ich den Kuguar hätte sehen müssen — aber er war nicht mehr da. Trotz der Helligkeit mußte er unbemerkt davongeschlichen sein. Während der nächsten halben Stunde

konnte ich nicht umhin, mich manchmal umzusehen und die Ohren zu spitzen.

Ein letzter Gruß.

Kurz oberhalb der mächtigen Roaring Falls, einem etwa 100 Meter hohen Wasserscheiter, erreichte ich Cottonwood, die Hütte des Bergarbeiters. Da fand sich ein Bar. Eine grunzende Männerstimme wies mir eine Decke zu, und nach fünf Minuten mischte ich mein eigenes Sigen in den Chor der Schwarzhenden. Budd, der einzige ständige Einwohner von Cottonwood, lud mich morgens sogar zu im Frühstück ein, und wir wurden schnell Freunde beim Pöckeln über Inspiration und Butte, wo wir beide Kumpen gewesen waren. Da war auch noch ein Mauleseltreiber als Gast, eine alte Arizonaart, verwestert, raubbeinig und sentimentel. Der sollte morgen früh Mr. J.s Gepäck nach Pipe Spring Canyon bringen, und ein letzter Gruß an Barbara ging mit ihm. Was für ein Leben! Traf man da solch ein Menschlein für ein paar Stunden und war glücklich — dann, mit dem nächsten Sonnenaufgang, war alles nur noch Erinnerung — hoffnungslos vorbei! Vielleicht einmal ein Brief — der erschien denn auch später irgendwann in fein gestochener Schrift und dünnen, nichtsagenden Worten. Aber so ist das Leben eines Wanderburschen!

(Fortsetzung folgt)

Das Gießen in verlorener Form.

Eine vergessene
Eingeborenenkunst.

Nach: H. Arnstein
„Afrika,
wie ich es erlebte“.



Links und rechts: Gegossener Pfeifenkopf.
Das Gesicht hat vorderasiatischen Typus.

In Zumban, einer Negerstadt im Innern unserer ehemaligen Kolonie Kamerun, lebt immer noch die alte Kunst des „Gießens in verlorener Form“, die seinerzeit in Benin an der Westküste von Nigeria eine hohe Blüte erreicht hatte. Dort scheint sie jetzt fast ausgestorben zu sein. In Zumban aber widmen sich ihr noch mehrere Künstler mit großer Liebe und bemerkenswertem Geschick. Vielleicht lebt die Kunst auch noch anderswo im Innern Kameruns.

Die Herstellung der Kunstwerke nach dieser Technik ist ein ziemlich langwieriger Vorgang. Die aus Lehm hergerichtete Form wird mit einer mehrere Millimeter dicken Wachs-
sicht überzogen. Das Wachs wird in dünnen, rundgewalzten Streifen aufgelegt und sorgfältig an die Form gepreßt und glattgestrichen. Die Wachs-
sicht wird sodann mit Lehm überdeckt. Ist dieser getrocknet, so erwärmt man das Ganze langsam über dem Feuer, bis alles Wachs herausgeschmolzen ist. Über großer Hitze werden nun Messingstücke auf eine Öffnung aufgelegt. Das flüssig gewordene Metall nimmt den Raum des ausge-
laufenen Waxes ein. Ist es wieder fest geworden, so wird die Lehm-
sicht zerschlagen, der Guß wird sichtbar, der innere Lehmkern wird herausgeschlagen, und das Kunstwerk ist fertig — oder auch nicht. Denn mißlingt der Guß, so muß alles wieder von vorne begonnen werden. Bei größeren Stücken dauert der ganze Vorgang oft eine halbe Woche. Die Form ist auf alle Fälle verloren und ein Guß kann darum nie mehr ganz gleich wiederholt werden. Jeder ist ein einzig-

artiges, einmaliges Kunstwerk. Die Kunst scheint aus dem vorderen Orient zu stammen. Man hat schon an Babylon gedacht. Jedenfalls erinnert ihre Darstellung des menschlichen Gesichtes nicht im entferntesten an eine Negerphysiognomie. Der Grundcharakter des menschlichen Antlitzes, wie ihn diese Kunst stereotyp zum Ausdruck bringt, ist vorderasiatisch, wenn auch im einzelnen wieder gewissermaßen individuell.

Der Bamunkünstler, der die hier dargestellten Figuren geschaffen hat, ist in seiner phantastischen Produktivität unerschöpflich. Auf Bestellung und auf Lager gehen mannigfache Menschen- und Tierfiguren und schön geformte Pokale aus der Hand des Künstlers hervor. Dieser ist ein eifriges Mitglied der evangelischen Gemeinde in Zumban und Dirigent eines christlichen Posaunen-
chors.

Die Regierung begünstigt die Kunstgewerbe der Eingeborenen und weist ihnen an einer besonderen Straße extra für sie erbaute Werkstätten an. Auch für Weber, Holzschnitzer, Strohschlechter, Färber, Waffenschmiede usw. ist gesorgt.

Der verständnisvolle Schutz, den die Regierung dem einheimischen Kunstgewerbe zuteil werden läßt, und das Interesse der Europäer, das die Produktion durch Bestellungen wach erhält, werden hoffentlich dafür sorgen, daß diese Kunst nicht so bald ausstirbt wie vieles andere in Afrika infolge des Eindringens der europäischen und neuerdings auch japanischen Masseneinfuhr.

Dr. H. G.



Pfeifenkopf aus Messing.

Die
Dmatoko-
berge
im
Damara-
land.

Lichtbilder:
Ernst-Windhul.



Der Leutnant und der Hottentott.

Eine Begebenheit aus Luderikland von Hans Grimm.

(Schluß.)

Im Februar wurde dem Leutnant von der Regierung die Farm Chamis am Konkiep versprochen im nördlichen Be-
thanierland, in der Gegend, in der der Unterkapitän Cornelius
und sein Veritt zu Hause waren.

Im März kam der Leutnant von einem Streifzug gegen die bei
Maltahöhe plündernden Witboi-Hottentotten nach Rehoboth
zurück. Er hoffte auf zwei oder drei Wochen Ruhe, in denen

er sein von den
Bastarden ge-
kauft und auf
verschiedenen
Bastardsfarmen
eingestelltes
Vieh sich an-
sehen, Briefe
schreiben, Zei-
tungen und viel-
leicht ein Buch
lesen und auch
vom Arzt einen
Rat hören kön-
ne wegen zuneh-
mender Herzbe-
schwerden und
zunehmender
rheumatischer
Schmerzen.

In Rehoboth
erreichte ihn
ein dienstliches

Schreiben mit einem Berichte über die Lage und mit der Ankün-
digung eines neuen Auftrages. Im Schreiben stand: Die Nieder-
werfung der Herero im Norden habe sich als endgültig heraus-
gestellt, aber auch für den Süden gelte, daß der Widerstand der
Witboi-Hottentotten selbst so gut wie gebrochen sei, wenn es ge-
linge, den Unterkapitän Cornelius, der sich neuerdings als
Bandenführer sehr bemerkbar gemacht habe, und der nun von

allen zerspreng-
ten Banden her
Zuzug erhalte,
aufzuheben oder
durch rasche
Schläge und fol-
gende Unter-
handlungen von
der Nutzlosig-
keit seines Wi-
derstandes zu
überzeugen. An
dieser Aufgabe,
deren Plan an-
gedeutet wurde,
solle der Leut-
nant, dem Cor-
nelius und seine
Art besonders
vertraut seien,
sich nunmehr
als ausschließ-
lich beteiligt be-



Gesamtansicht von Rehoboth.



Über-
laufender
Damm
im Norden
von Deutsch-
Südwest
bei Regen-
zeit.

trachten, und er solle sich in Gibeon, wo der General selbst zur Leitung der Operationen eintreffe, melden.

Noch ehe Thilo von Trotha den Lagebericht zu Ende gelesen hatte, begann sein Herz zu brennen und begannen seine Augen zu leuchten. Er schrieb dieses eine Mal nicht alles an die Schwesterfrau, was er dachte. Er schrieb immerhin: „Der mir jetzt gewordene Auftrag dürfte der letzte für mich sein in diesem Kriege und dazu der größte. Ist er glücklich, werde ich mich sofort krank melden, um das Rheuma wegzubringen, und dann kommst Du, und wir fangen nicht bei Heinitz, sondern gleich bei uns an auf Chamis.“ Während er schrieb und bevor er schrieb, vom Lesen des Lageberichtes an und nachdem er geschrieben hatte, dachte er: Die Aufgabe, Cornelius zu Verstande zu bringen, kann ich ausführen und werde ich ausführen und vermag vielleicht nur ich auszuführen; denn Herrgott, was ich will und was der Hottentott leisten möchte, das geht doch am Ende zusammen, und geritten und geschossen und draußen gelegen für andere, die abseits sitzen, haben wir, scheint mir, genug.

Der Leutnant verliebte sich in den unausgesprochenen Gedanken, bis kein anderer Wille mehr in ihm war und keine anderen Blicke mehr aus seinen sonnenverkniffenen Augen kamen als jene, die über die weite dürre Steppe hin und über die Hochebenen mit den quälenden steinernen Geröllmassen und in die meilenweit unzugänglichen Felsentäler der trockenen Flußläufe hinein, den ehemaligen Unterkapitän Cornelius, den Bardenführer wachsender Berühmung und auch wachsenden Ruhmes suchten, damit er mit ihm am Koch- und Wärmefeuern rede über den Frieden, der besser sei.

Doch wer mit einem eingeborenen Bardenführer verhandeln will, der blitzschnell überfällt und abschießt aus dem Verstecke, wenn einzelne kommen, und der sich verborgen hält in endloser Unzugänglichkeit, wo eine gleich starke Truppe erscheint, der muß freilich seltsame und beschwerliche Umwege mit großem Mute und großer List und großer Landes-

kenntnis und zuletzt oder nicht zuletzt mit großem Glücke reiten im Süden von Südwest.

In der zweiten und dritten und vierten Maiwoche durchstreifte der Leutnant Thilo von Trotha mit seiner Patrouille die Gegend westlich der Kleinen Karrasberge. Die Suche schien vergeblich zu sein wie die Suchen der vorhergegangenen sechs Wochen, wenigstens meinten das die ermüdeten Reiter. Aber dann gelang es dem Führer selbst, den Feind beim Sonntagsbrunn im Nabastale festzustellen, wo ihn wegen der Geländeschwierigkeiten niemand sonst vermutet hatte. Thilo von Trotha wußte die Kompanie Koppys in erreichbarer Entfernung; er sandte Meldung an den Hauptmann, die Kompanie erschien am 24. Mai im Nabastale; als sich die Patrouille nun vorsichtig dem Sonntagsbrunn näherte, war die Wasserstelle verlassen. Sie kamen, Patrouille Trotha und die alte Kompanie Koppys, den Fährten und Spuren durch das Nabas- und Fischflustal mühsam folgend, dennoch in der Mondnacht des 26. Mai auf merkwürdige Weise an den Feind.

Sie sahen um Mitternacht einen Lagerplatz mit zahlreichen hellglühenden Feuern vor sich, der Lagerplatz war leer. Die Spitze traf um zwei Uhr morgens, als der Mond das stärkste Licht gab, auf einen anderen Lagerplatz an der Stelle Gaos; die Wärmefeuern waren trotz dem Monde weit hin sichtbar und waren weit verstreut, und an allen Feuern waren Gestalten zu bemerken. Der Gegner zeigte sich arglos, nicht einmal die Hunde, die er bei sich hatte, bellten ungewöhnlich in die Mondnacht hinein. Die Patrouille Trotha und die Halbkompagnie Koppys waren mit ihren vierzig Gewehren viel zuwenig Mann, den weiten Lagerplatz zu umzingeln, aber sie sahen mitten zwischen den Feuern einen vom Mondlicht weißen Felsenrücken voller Klippen und Steinbastionen. Auf dem ganzen Grate war bei genauestem Absuchen mit dem Glase kein Mensch und kein Tier zu erblicken. Da krochen sie einer nach dem andern zwischen den ver-

Der
Otjikotosee
bei
Tsumeb.



Der See liegt im nördlichen Teil Deutsch-Südwests in einem steilen Felskessel und gehört zu den schönsten Landschaftsbildern unserer ehemaligen Kolonie.

streuten Feuern durch und besetzten den Rücken und begannen, als der erste Teil des Wagestückes wunderbar geglückt war, ein fast verrücktes Feuer, das den überraschten Feind völlig verwirrte und ihn in der Verwirrung durch einen guten Zufall und die rasche mutige Tat eines Sergeanten und einiger Reiter um sein ganzes Großvieh brachte. Im Morgendämmerung erkannten die Cornelius-Hottentotten wohl, daß sie keine Geister und keine Teufel, sondern nur eine Handvoll entschlossener und landeskundiger Männer wie Mäuse in der Falle mitten zwischen ihrer Übermacht gehabt hatten; aber da war es zu spät, da kam die andere Hälfte der Kompanie durch das mühsame Tal, und nach einem kurzen Kampfe räumten auch die letzten Verbissenen des Feindes die Verstecke und Klippen ringsum.

Wenn Leutnant von Trotha an diesem Morgen sein eigener Vorgesetzter gewesen wäre und zwei oder drei sichere Eingeborene zur Verfügung gehabt hätte, wäre er nach zwei Stunden Schlafes auf den Spuren geblieben, bis ihm der Anruf bei einem oder mehreren der Flüchtenden gelungen wäre. Aber es ist das Große und zugleich das Gefährliche beim Soldaten, daß brennender Wille und übermenschliche Ausdauer vor dem Befehle und dem Durchschnitte nicht gelten. Die Abteilung mußte sich sammeln. Die Abteilung mußte die zurückgelassene Ausrüstung und die Vorräte des Feindes zusammentragen. Der ganze 26. Mai verging bei Sammeln und Wegschaffen und Ausbessern des eigenen Schuhzeuges der unversehens eingeseßten Truppe.

Am 27. Mai, bei einbrechender Morgendämmerung, wurde die Verfolgung des Feindes noch einmal aufgenommen, so gut man eben vorwärts kam am Westrande des Fischflusstaes, denn am Ostrand gab es kein Vorwärtkommen. Die Truppe erkannte nach sechs Stunden beschwerlichen Marsches, daß der Feind in vielen winzigen

Gruppen auseinandergefallen sei, daß ihr Schuhzeug nicht ausreiche und daß sie nichts mehr zu bewerkstelligen vermöchte. Sie sah an den Spuren, daß die Feindgruppen nur noch Kleinvieh hatten. Die Pferde und die Häupter Großvieh, die ihnen anfangs noch mitzunehmen gelungen war, standen verstiegen, die Pferde mit hängenden Köpfen, die Kinder seltsam jammernd, in den wilden Uferbergen und fanden nicht an Weide und konnten nicht vorwärts und nicht rückwärts.

Der Leutnant von Trotha ritt danach schweigend und dem Befehle gehorsam mit der Truppe in der Richtung von Juachab, und das war vom Feinde immer weiter fort. Aber die Bekleidung und das Schuhzeug der Truppe waren ohne Zweifel heruntergekommen, und eine andere Verpflegung als das Fleisch schlapp und krank gewordener Tiere gab es bei der Kompanie nicht mehr, denn sie war ganz unvorbereitet in das unerwartete Abenteuer hineingeführt worden, und jegliches mußte ergänzt werden. Bei der Kompanie meinten im übrigen fast alle außer dem Leutnant von Trotha, der Schlag von Gaos mit dem Verluste des Großviehs, der vielen Pferde und der Ausrüstung bei den Hottentotten bedeute das Ende der Corneliusbande, das also von ihnen damit schon herbeigeführt worden sei.

Für die Kompanie änderten sich die Marschpläne unterwegs. Das Kommando in Keetmanshoop sah die Lage fast so nüchtern an wie der Leutnant von Trotha. Das Kommando sandte Nachricht an die Truppe, der Nachschub für sie sei nach Churutabis am Konkiep und auch für alle Fälle Proviant für das Magazin an der Wasserstelle Kanibes in Marsch gesetzt worden, damit sie so nah als möglich am geschlagenen Feinde bleiben könne, der nach der Niederlage von Gaos keine neuen Gelegenheiten eigener Aufrüstung durch Überfälle und Zuläuser finden dürfe — die Aufrüstung käme denn über den Dranje aus dem Kaplande und den Agenten



Hereros in Tracht.

drüben her; aber auch diese Niedertracht werde in der Nähe besser beobachtet werden können.

Der Leutnant von Trotha ritt nicht mit nach Churutabis, sondern ritt stracks weiter zum Kommando nach Keetmanshoop und von Keetmanshoop nach Gibeon zum General. Ihm lag daran, sich dessen besonderer Zustimmung zu der Besprechung mit dem Unterkapitän noch einmal zu vergewissern, zumal in einer ihm unverständlichen Proklamation des Generals an alle kriegsführenden Hottentotten auf den Kopf des Cornelius inzwischen ein Preis von dreitausend Mark gesetzt worden war; ihm lag ferner daran, gleichsam durch besonderen Befehl des Generals, für die eine Aufgabe ganz freigesetzt zu werden von irgendwelchen Rücksichten und von irgendwelchen anderen Unternehmungen und irgendeinem geforderten oder geschuldeten Gehorsam.

Er trug in Gibeon seinen Plan vor, er wolle von Keetmanshoop aus dem alten Wagenpfad an die Marinkasfurt am Oranje bis Kanibes folgen und wolle dann von Kanibes aus durch eine Schlucht, die er für zugänglich halte, in das Fischflusstal unterhalb von Gaos eindringen; von Reitern der Truppe bäte er nicht begleitet sein zu müssen, denn erstens solle jeder Verdacht bei den Hottentotten von vornherein vermieden werden, wenn sein Herannahen bemerkt werde, zweitens dürften dem Feinde nun, da er sich endlich bedrängt fühle, nicht wiederum Gewehre einer in der Unwegsamkeit etwa abgeschossenen Patrouille in die Hände fallen. Er selbst nehme eben deshalb keine Waffe mit und werde die drei eingeborenen Freiwilligen, die er sich ausuchen wolle, ebenfalls unbewaffnet bleiben lassen.

Bis der Leutnant mit seinen drei farbigen Begleitern die geringe Wasserstelle und das Proviantmagazin Kanibes am alten Wege von Keetmanshoop an die Marinkasfurt erreichte, hatte er unterwegs von Eingeborenen allerhand Neuigkeiten erfahren.

Die Farbigen hatten, wenn man die offensichtlichen „Stories“ außer acht ließ, berichtet: Cornelius sitze am unteren Fischfluß, und die meisten Bondelzwart-Hottentotten unter dem Kapitän Johannes Christian seien zu ihm gestoßen, und der Führer Morris mit seinem Anhang sei von den

Karrasbergen zu ihm geritten, und achthundert gelbe Menschen und darunter zweihundert Krieger seien beieinander; und ihr Großvieh hätten die Corneliusleute freilich bei Gaos verloren, aber sie hätten sich schon wieder neues Vieh verschafft, und sie hätten auch neue Ausrüstungen bekommen durch Klein Jakob über den Dranjefluß herüber, und Cornelius wolle jetzt ganz richtigen Krieg machen und wolle alle alten Männer, die im Orlog nicht mehr zu brauchen seien, und dazu die Weiber und Kinder ins Englische — damit meinten sie das Kapland — hinüberschicken.

Die zusammengefragten Neuigkeiten klangen dem Leutnant weder unerwartet noch erschreckend. Sondern er dachte: Wenn die Dinge so liegen, und ich glaube, daß sie so liegen, dann komme ich für uns und für ihn im richtigen Augenblick.

Der Leutnant traf das Proviantmagazin an der Wasserstelle Kanibes von einigen deutschen Reitern bewacht und in Ordnung. Die Reiter wußten, was Einzelheiten anging, weniger über die Lage beim Feinde als er. Sie erklärten, daß allerdings vor wenigen Tagen bei ihnen Großvieh abgetrieben worden sei, und daß es um Kanibes herum „mulmig“ zu werden anfange. Sie bezweifelten, daß der Leutnant über die Schlucht, die damals noch nicht Trothaschlucht hieß, den Zugang durch die Bergbastionen in das Fischflusstal gewinnen könne. Sie sagten: „Auf der ganzen Strecke von Hoamus bis zum Wasserloch Gaibes gibt es die sechzig Kilometer keinen Zugang, zu Fuß nicht und zu Pferde nicht, sondern da ist der Fischfluß von seinen Hunderte von Metern hohen Felswänden eingemauert, und da turnt niemand drüber weg.“ Der Leutnant fragte: „Habt ihr Corneliusleute hier in der Nähe gespürt in den letzten Tagen oder nicht?“ Sie antworteten: Verdächtige Spuren seien seit dem Viehraube allerdings häufig geworden, darum eben sprächen sie von heißer Luft hier. Der Leutnant sagte: „Macht euch aber nichts vor. Diese Gelben sind durch die Schlucht gekommen und nicht von dem Wasserloch Gaibes herauf und nicht von Hoamus herunter, und durch die Schlucht ist euer Vieh abgetrieben worden.“

Der Leutnant schrieb am Morgen des 14. Juni vor dem Abritte in Hottentottenplatt einen Brief an den Kapitän

Eingeborenen-
werft
bei Windhut.



Alle Eingeborenen mußten bei Einbruch der Dunkelheit Windhut verlassen. Sie hatten sich deshalb am Rande der Stadt ihre Pontoks gebaut, die ihnen über Nacht Schutz gewähren.

Cornelius; den Brief sollten zwei von seinen drei farbigen Begleitern unter einem als weiße Fahne an einen Stecken geknoteten Tuche ihm voraustragen.

Der Brief lautete ins Deutsche übersetzt: „Werter Cornelius, mein Oheim der Gouverneur, Se. Excellenz General von Trotha, schickt mich zu Dir mit einem Schreiben, das ich Dir selbst übergeben muß. Meine beiden Boten werden Dir erzählen können, daß ich gerades Weges vom General herkomme, und daß ich Deine Frau und Kinder in Gibeon besucht habe, sie sind gesund und werden gut behandelt. Weil ich zu Dir und den alten Kriegskameraden aus dem Hererokriege Zutrauen bewahrt habe, reite ich unbewaffnet und habe auch keine Bedeckung mitmarschieren lassen. Der General hat im übrigen zugestimmt, daß Truppenbewegungen gegen Dich nicht stattfinden sollen, bis wir uns ausgesprochen haben. Schicke mir nun einen Deiner Vormänner entgegen, der mich kennt, der mag mich zu Dir bringen, und dann wollen wir uns als alte Freunde ehrlich Frage und Antwort stehen und auch die Meinung sagen und wollen trachten, uns über Bedingungen einig zu werden, bei deren Erfüllung das Abschießen von Menschen und das sinnlose Zerstören von Werten hinfür unterbleiben kann. Denn daß diese ganze traurige, nutzlose Angelegenheit jetzt so schnell wie möglich zu Ende gebracht werden muß, darüber sind Du und ich bestimmt einer Meinung. Ich hoffe also, daß ich Dich bald gesund vor mir habe, inzwischen schicke ich Dir und David und Klein Edi und Cornels Boys und den anderen Ratsleuten und Kampfgenossen Grüße entgegen. Dein alter Leutnant Thilo von Trotha.“

Der Leutnant ritt zwei Stunden hinter dem Briefe her in die Schlucht ein mit dem dritten Eingeborenen, das heißt, sie ritten, wo es möglich war, und führten die stolpernden Pferde, wo es nötig war. Das Stolpern der Tiere und das Fahren und das Wegsuchen trieben den Schweiß heraus, und beim raschen Atmen und dem schweißnassen Zeuge war die Kälte in der Schlucht von der Frostnacht her noch mittags ganz plötzlich und dann ganz ungewöhnlich empfindlich. Aber der Leutnant fühlte sich besonders guten Mutes oder auch

ganz sicheren Glaubens, und er zankte und befahl nicht, sondern lachte, als der farbige Begleiter unter allen möglichen Entschuldigungen, aber in Wahrheit aus Angst vor plötzlichen Schüssen oder Salven aus dem Hinterhalte immer weiter zurückblieb.

Der Ritt durch die Schlucht dauerte bis halb vier Uhr nachmittags an diesem Wintertage. Von Mittag an war der Weg leidlich und war mit vielen Fährten von Großvieh und Pferden bedeckt. Nach zwei Uhr war die Gebirgsmauer auf der Westseite des Fischflusses hin und wieder in Lücken zu sehen. Um drei Uhr ertönte an einer Wegekehre ein Anruf, der Leutnant verhielt das Pferd und hatte gleich einen gelben Kerl mit dem gelben Tuche der Corneliusleute vor sich stehen; der Leutnant erkannte den Kerl nicht, der Kerl stand aber stramm, das Gewehr links bei Fuß und grüßte mit der rechten Hand an der Hutkrempe, als wenn der alte verblichene Filz der Brandenburger Hut der Truppe wäre. Er meldete auch nach deutscher Art und sagte, mit dem Briefe des Lütnants sei Morris zu dem Kapitän Cornelius vorausgeritten, er selbst solle den Lütnant nachbringen.

Danach tat sich das Tal des Fischflusses auf mit seinen Felsenmauern und mit den Blöcken und Klippen und den plötzlichen gelben kleinen Sanddünen. Sie ritten erst, wo die Schlucht einmündete, durch einen breiten Kessel, danach verengte sich das Tal immer mehr bis auf hundert Meter und wurde bei der nächsten Biegung des Flusses wiederum zu einem breiten Kessel. In diesem Kessel lagen die Corneliusleute und die Bondelzwards des Morris und die Bondels des Kapitäns Johannes Christian. Das Lager mit den Feuern war ein gutes Stück vor Sicht trotz der Windstille zu riechen, aber es war wohl versteckt und war leicht zu verteidigen.

Männer zeigten sich erst, als der Lagerplatz schon eigentlich begonnen hatte, vorher waren nur ein paar Halbbrüchige mit Vieh zu sehen, das sie hurtig davontrieben. Die Männer, die sich zeigten, standen gleich stramm und grüßten militärisch, und Thilo von Trotha erkannte einen nach dem andern als zum alten Veritt gehörig und rief ihn mit Namen an. Da lachten sie um Mund und Augen und antworteten.



Viehherde am Weißen Noosob.

Als David und Klein Edi gelaufen kamen, hielt er sein Pferd an ihre Wege. Er sagte: „Ja, David, ja, wenn wir vor einem Jahre nicht aufeinander zu schießen brauchten, und wenn wir das heute nicht tun, dann ist das auch morgen und in aller Zukunft nicht nötig.“ Er sagte: „Deine Frau, Klein Edi, habe ich in Gideon gesehen, es geht ihr gut, und der Frau des Cornelius geht es auch gut.“ Er rief: „Ihr müßt den Bondels sagen — oder sind es Morrisleute? — daß sie nicht so glupsche Augen herübermachen, ich bin nicht hier, um irgend jemand etwas zu tun, sondern ich bin darum hier, daß wieder Frieden wird und daß ich wieder mit meiner Frau leben kann.“ Seine Fröhlichkeit war so wirklich und so kräftig, daß die fremden und argwöhnischen und schielenden Männer rückwärts in der Lat mit angesteckt wurden und zu lachen begannen.

Freilich, wie das bei Menschen immer wieder und allwärts zugeht, wußte er nicht und wußten die Gelben nicht, was örtlich hinter ihnen herziehe und was zeitlich vor ihnen stünde.

Und was war das auch für ein unverständliches Zusammenreffen, daß die Nachricht von dem Viehdiebstahle vom Magazin in Kanibes durch Sonnenspiegel gerade am 12. Juni im Süden von Südwest verbreitet und von der an der Wasserstelle Churutabis wartenden neunten Kompanie aufgefangen wurde, und daß Oberleutnant von Rosenthal mit kaum dreißig Gewehren den Vorstoß wagte das steinige Aushaltal hinunter und immer weiter ins Fischflusstal hinein, um, falls es glücke, den Hottentotten das geraubte Vieh wieder abzuführen.

Als Thilo von Trotha im Lager den Kapitän Cornelius herankommen sah, wuchs seine innere Freude; und in seiner Seele war wahrhaftig etwas von jenem Lachen, das jeder kennt, der jung gewesen ist und ein Mädchen oder eine

Frau liebgehabt hat. Denn dann geschieht es, daß der Liebhaber, wo die Frau oder das Mädchen augenblicks nicht da sind, schon eine helle Freude empfindet, wenn Leute aus ihrer Nähe oder ihrer Verwandtschaft oder aus irgendwelcher Verbindung mit ihr ihm begegnen. Und in des Leutnants Überzeugung waren der Friede mit Cornelius und die endliche Wiedervereinigung mit der geliebten Frau ganz fest miteinander verbunden, und er sah nach seiner Art nun einmal alles in Menschen und lebendig.

Sie grüßten sich, als eben hinter den Fischflusbergen die Sonne unterging. Sie merkten es beide und sahen beide ganz rasch nach der entgleitenden, blendenden goldenen Kugel, davor die dunklen Berge die Herrschaft gewannen.

Der Kapitän Cornelius war nicht weniger wohl gestimmt als der Leutnant. Der Kapitän sagte: „Es ist gut, daß du kommst. Der Kapitän Johannes Christian von den Bondelzwarts-Hottentotten ist bei mir im Lager, und vielleicht willst du auch mit ihm sprechen.“ Der Leutnant antwortete: „Ich habe für dich eine Flasche Rum und Tabak und Kaffee mitgebracht. Ich habe nicht gewußt, daß Johannes Christian bei dir ist, sonst hätte ich wohl auch einen Brief für ihn vom General mitbekommen, und ich hätte gewiß auch für ihn Rum und Tabak und Kaffee mitgebracht. Du kannst Johannes Christian nachher gern rufen lassen, wenn wir uns erst etwas allein unterhalten haben.“

Sie gingen bis an den Wagen des Cornelius und banden das Pferd am Rade fest und setzten sich gleich an das Koch- und Wärmefeu und tranken Kaffee und öffneten die Flasche mit Rum. Die anderen Männer standen auf Befehl des Kapitäns Cornelius so weit fort, daß die Unterhaltung zwischen dem Leutnant und dem Kapitäne von niemand verstanden werden konnte. Es gibt aber einen Bericht des Unterkapitäns Cornelius über die kurze Unterhaltung. Danach sagte der



Maschinengewehrtrabteilung der deutschen Schutztruppe.

Leutnant: „Du hast aus dem Brief des Generals gesehen, daß euch nichts geschehen wird, wenn ihr euch stellt und die Gewehre und die Munition gutwillig abgebt.“ Darauf habe er, Cornelius, geantwortet: „Heute sollst du sprechen, Leutnant, lasse mir Zeit bis morgen, damit ich mit Johannes Christian über Nacht alles das bereden kann, was du mir vorstellen wirst. Du kennst mich gut, Leutnant, du und ich, wir haben an vielen Feuern zusammengesessen und viele Patrouillen zusammen geritten im Hererokriege, du weißt, daß ich dir keine schlechte Antwort geben werde.“ Danach sei der Leutnant von Trotha sehr ernst geworden und habe erwidert: „Das Aufschieben gefällt mir nicht. Wir müssen uns gleich verständigen. Denn nur du und ich kennen einander. Fremdes Dazwischenreden von Leuten, die da merken, daß sie nichts zu verlieren haben oder gar noch einen eigenen Gewinn darin entdecken, wenn alles

drunter und drüber geht, verdirbt die Sache. Wenn ihr aber etwa eine Teufelei vorhabt, dann schießt mich lieber gleich tot. Ohne den Frieden reite ich ohnedies nicht fort.“ Darauf habe er, Cornelius, entgegnet: „Leutnant, du mußt doch bis morgen warten. Warum sollte ich auf dich schießen lassen wollen? Du bist ja immer freundlich zu mir gewesen, du hast oft deine Kost und deinen Tabak und deinen Kaffee mit mir geteilt. Und ich werde dir morgen bestimmt eine gute Antwort geben.“

Die Unterhaltung hörte zu dieser Zeit eine kurze Weile auf.

Der Leutnant und der Kapitän tranken beide und rauchten beide.

Dann habe der Leutnant wieder gelacht und habe laut gesagt: „Wenn du nachgibst, bleibe ich bei euch, wir schicken einen Brief voraus, und dann gehen wir durch die Schlucht nach Kanibes, und ihr bekommt erst einmal aus dem Magazin an Kost und Notwendigem, was vorhanden ist, denn es hat euch doch seit



Der Fischfluß bei Kub.

langem viel gefehlt.“ Und der Leutnant habe weiter gesagt: „Wenn du nun deinen Kriegsrat mit Johannes Christian und mit Morris in Gottes Namen anfängst, mußt du ihnen von meinen Mitbringseln etwas abgeben. Du bekommst das alles wieder.“

Um diese Zeit beobachteten die entfernter sitzenden und stehenden Männer nicht mehr den Leutnant und den Unterkapitän, sondern sie horchten nordöstlich, und die Sitzenden sprangen auf.

Es kam zunehmendes Geschrei das Fischflusstal herunter und war wie Geschrei hinter Vieh, das in größter Hast über beschwerliches Gelände abgetrieben wird, darauf es sich nicht in einer Herde bewegen kann, und das also in Angst auseinander irrt und des schlimmen Bodens ungewohnt dennoch in unaufhörlicher Flucht gehalten werden soll.

Und dann wurde das Vieh sichtbar und einzelne gelbe Treiber; und es wurde deutlich, daß die Flucht durch das Lager und am Lager vorbei nach Süden fortgesetzt werden sollte.

In dieser Zeit wurde der Leutnant auf die Umwelt von neuem aufmerksam. Er sah Cornelius aufspringen und anschauen, er stand selber auf.

Es begann plötzlich nordöstlich Gewehrgeknatter. Es war nicht zu hören, von wem geschossen wurde, denn fast alle Hottentotten hatten deutsche Gewehre. Der Widerhall der ganz unerwarteten Schüsse an den Felswänden fern und nah war erschreckend, und die Verwirrung im Lager wurde gleich sehr groß.

Ein Hottentott kam zum Kapitän Cornelius gelaufen und meldete.

Der Kapitän wandte sich dem Leutnant Thilo von Trotha zu, er sagte zu ihm nach des Kapitäns Berichte: „Die Morrisleute sind mit geraubtem Vieh angekommen, sie sind von deutschen Reitern eingeholt worden, sie schießen sich jetzt mit den deutschen Reitern herum.“ Und er rief, als das Geschrei und die ferneren Schüsse zunahmen, immer nach seinem eigenen Berichte: „Leutnant, bleibe um Gottes willen bei mir. Ich kenne dich und weiß, daß du mit dieser Sache nichts zu tun hast, aber die Morrisleute und die anderen Bondels kennen dich nicht.“

Der Kapitän packte die Sachen zusammen, die der Leutnant ihm mitgebracht hatte, damit in der Verwirrung nichts genommen werde.

Der Leutnant sagte gar nichts, er stand vielleicht einen Augenblick wie versteinert, dann trat er an den Wagen des Cornelius und schrieb auf dem Radfranze einen eiligen Zettel an den Führer der deutschen Reiter. Auf dem Zettel stand: „Bitte das Feuer einstellen. Ich bin im Corneliuslager zu Verhandlungen im Auftrage des Generals.“ Cornelius empfing den Zettel, und der Zettel wurde, wie sich später ergab, auch erstaunlich schnell vornehm gebracht und durchgereicht.

Als Cornelius den Zettel fortgegeben hatte, war das Feuer so nahe gekommen, daß in Deckung gegangen werden mußte. Er wollte den Leutnant mitnehmen. Er wandte sich um, da war der Leutnant wiederum an den Wagen getreten, als wenn er noch einmal einen Zettel auf dem Radfranze schreiben wolle.

Von vorne wurde nach des Kapitäns Bericht in diesem Augenblick gerufen: „Ein Bondel ist gefallen“ und dazu der Name des Gefallenen. Cornelius horchte nach dem Rufe hin. Er hörte dann hinter sich einen Schuß und sah bei der raschen neuen Wendung den Leutnant noch taumeln und dann, als er auf ihn zusprang, zusammenfallen. Der Leutnant Thilo von Trotha konnte auf nichts mehr antworten. Er murmelte nur: „Sehr schlimm, sehr schlimm, sehr schlimm.“ Und sagte leise, aber deutlich: „Ich habe kein Gewehr.“ Dann sprang Cornelius in Deckung, weil das Feuer ganz toll wurde, und machte sich selbst schußfertig.

Kurz danach wurde mit einem Schläge wegen des Zettels das Feuer der deutschen Reiter eingestellt. Aber da war Thilo von Trotha schon tot, und da war die Möglichkeit eines raschen Friedens vorbei.

Als der Angriff der deutschen Reiter nicht fortgeführt wurde und alles stilleblieb bis auf das Brummen und Jammern des Viehs, fragte der Kapitän Cornelius nach seinem eigenen Berichte bei den Männern des Lagers herum, ob einer unter ihnen den Leutnant erschossen habe oder ob er womöglich einer verirrt deutschen Kugel zum Opfer gefallen sei. Diese andere Hoffnung des Kapitäns wurde alsbald vernichtet. Es meldete sich der Bethanier Christof Lambert; er sagte unter dem deutlichen Beifalle der meisten Bondels und der Morrisleute aus, er habe den Leutnant erschossen, denn dieser sei doch nur gekommen, um das Lager in Sicherheit zu wiegen und es dann überfallen zu lassen.

Obgleich nach dem eigenen Berichte des Kapitäns der Bondelkapitän Johannes Christian nicht weniger als er selbst dem Leutnant trauten, und obgleich Cornelius wußte, daß an dem Offiziere Votermord geschehen sei, und daß auch das Bethanierversprechen aus dem Hererokriege, wonach sie nicht auf ihn schießen wollten, an dem Offiziere gebrochen worden sei, wandte er sich nicht gegen den Mörder.

Er wagte nicht einmal zu verhindern, daß der Bondel Josef Christian dem Toten Trauring und Wappenring vom Finger zog, und daß der Bondel Joseph Frederiks ihm den Schwertorden aus der Brusttasche nahm, den sich dann später der gelbe Schulmeister Johannes Links aus Warmbad von Joseph Frederiks erbettelte, und daß einer von den Morrisleuten die Uhr und die Uhrkette mit zwei Anhängern stahl.

Er wagte nur, den Toten am nächsten Morgen ordentlich und bei Gebet begraben zu lassen; und er sandte die Nachricht vom Tode des Leutnants Thilo von Trotha auch ordentlich an das Kommando der Truppe.

Der Kapitän Cornelius, dem durch des Leutnants Tod die letzte Friedensmöglichkeit vergangen war, hat noch bis zum 2. März 1906 Orlog geführt; das Leben mit Frau und Kind an dem Heimatplatze hat es danach auch für ihn nicht mehr gegeben.

Es können jetzt noch ein paar Nachgeschelnisse erwähnt werden, die zu dem Tode des Leutnants Thilo von Trotha gehören.

Der General glaubte die Nachricht vom Tode nicht, er meinte, der Leutnant könne von den Hottentotten lebendig in irgendeine Unzugänglichkeit verschleppt worden sein. Er schickte, sobald es die Lage zuließ, eine Reiterpatrouille von Kanibes durch die Trothaschlucht in das Fischflusstal, um das Grab zu untersuchen, aber da lag der Tote richtig in seinem Grabe in der großen Einsamkeit.

Was die geliebte Frau des Toten anging, so empfing sie nach seinem Tode, von dem sie noch nichts wußte, ein in Kanibes geschriebenes Briefchen, es gehe alles nach Wunsch, sie solle sich bereithalten zur Ausreise. Ein paar Tage nach dem Briefchen traf die Todesnachricht bei ihr ein.

Der Frau des Toten wurde der Orden, den sich der gelbe Schulmeister aus Warmbad erbettelt hatte, nach dessen Gefangennahme zugesandt. Wegen des Trauringes, des Wappenringes und der Uhr und Kette mit Anhängern erließ sie Anzeigen in den Zeitungen. Den Wappenring entdeckte ein Missionar im Kaplande am Finger eines Hottentotten und handelte ihn für die Frau ein. Die Uhrkette mit den Anhängern wurde bei einem anderen Hottentotten gefunden, er hatte sich ein Armband daraus gemacht.

Deutsche und Engländer.

Von Votschaftsrat a. D. Harold Nicolson.

Harold Nicolson, Weltmann, Diplomat und Schriftsteller, in Deutschland bekannt vor allem durch seinen satirischen Roman „Herren der Welt privat“ und sein dokumentarisch wichtiges Buch „Friedensmacher 1919“, das tapfer und nachdrücklich für Deutschland eintritt, plaudert im folgenden über die Wesensgleichheit und -verschiedenheit der beiden großen Nationen.

Ich bin seit Jahren an dem Problem englisch-deutschen gegenseitigen Verstehens — oder sollte ich sagen Mißverstehens? — interessiert gewesen und habe eingehende und vielfältige Erfahrungen darüber gesammelt, wie sehr wir imstande sind, einer den anderen völlig falsch aufzufassen. Die Samenkörner einer englisch-deutschen Freundschaft sind mit verschwenderischer Hand ausgestreut worden, von Cecil Rhodes unter anderen. Doch sind viele dieser Samenkörner in die Sümpfe der Wesensfremdheit gefallen. In England insbesondere erstrecken sich die Sümpfe über viele Meilen. Ich möchte gern das Wesen dieser unfruchtbaren und morastigen Strecken feststellen und darauf hindeuten, daß sich zwischen diesen öden Strecken Zonen oder Gürtel des reichsten Fruchtbodens erstrecken. Der Same verlangt danach, aufzugehen; der Boden sehnt sich nach Ertrag: das einzige, was nützt, ist, zu vermeiden, daß die Aussaat auf die falschen Stellen fällt.

Ich kann die Frage nur streifen, da ich nur gewisse Gesichtspunkte vorschlagen möchte. Ich mache Anspruch darauf, daß ich nicht völlig unzuständig bin. Nachdem ich mehrere Jahre lang in verschiedenen Teilen Deutschlands gelebt habe, kann ich mir zugute halten, daß meine Beurteilung des deutschen Charakters nicht völlig ununterrichtet und jedenfalls nicht unfreundlich ist.

Der hauptsächlichste Grund, warum der Engländer und der Deutsche sich so leicht mißverstehen, ist der, daß sie sich so leicht verstehen. Wir sind einander so gleich; wir sind einander so ungleich. Unsere Ähnlichkeiten erscheinen so häufig und so bestätigend, daß unsere Unähnlichkeiten eine Art enttäuschter Überraschung hervorrufen.

Zuerst einmal sind wir beide nordische Menschen. Wir können, nicht selten, äußerlich einander gleich aussehen. Ein Deutscher, der drei Jahre in Oxford war, kann sich ganz so anziehen wie ein Engländer, der ein Jahr in Oxford war. Ein Engländer, der ein paar Jahre in Deutschland gelebt hat, neigt dazu, deutsche Sitten, Ernährungsweise und Leben allgemein sich ganz angemessen und natürlich zu finden. Unsere Einstellung zu der wichtigen Frage persönlicher Sauberkeit ist ebenfalls die gleiche. Wir beide waschen uns häufig und gründlich, aber weder mit der klinischen Übertriebenheit des Amerikaners noch mit der fröhlichen Oberflächlichkeit der lateinischen Rassen. Wir beide falten unsere Hosen sauberlich, ehe wir zu Bett gehen. Noch ist das nicht alles. Die Deutschen und die Engländer sind beide männliche Rassen, im Gegenteil zu den weiblichen Rassen auf dem Kontinent und im Fernen Osten. Beiden Ländern lag als oberster Erziehungsgrundsatz die Idee zugrunde, daß Männlichkeit die höchste Tugend sei, deren der Mensch fähig ist. Dieses Band ist in der Tat recht stark.

Viele Anzeichen der Angleichung können ferner zwischen den sanfteren Seiten unserer Natur gefunden werden. Wir sind beide empfindsam. Wahr ist, daß die deutsche Empfindsamkeit, da sie eher „musikalisch“ als „literarisch“ ist, gemeinhin durch eine mystische Bewegkraft ausgelöst wird, während britische Empfindsamkeit fähig ist, sich an die törichtesten Symbole zu klammern und daran kleben zu bleiben. Im besten Falle sublimiert ihr eure Empfindsamkeit, während wir die unsere unterdrücken.

Als ein Gegenmittel gegen diese krankhafte Empfindsamkeit besitzen wir beide diese nützliche Arznei, die als „Sinn für Humor“ bekannt ist. Vielleicht der hoffnungsvollste Faktor in unseren Charakteren — und ich meine hoffnungsvoll für diejenigen, die ein besseres Verständnis zwischen den zwei Völkern herbeisehnen — ist die Ähnlichkeit unseres Sinns für Humor. Ja, ich glaube, man darf sagen, daß die Deutschen und die Engländer über die gleichen Dinge und auf die gleiche Weise lachen. Und doch gibt es einen großen Unterschied. Denn während der Engländer sich selbst für sehr komisch und seltsam hält, hält der Deutsche sich selbst weder für seltsam noch komisch. Ein Deutscher findet es würdelos, allzu offen über sich selbst zu lachen. Das tut mir leid; denn wenn sich die Deutschen gestatten würden, über sich selbst zu lachen, so wie die Engländer ihre eigene Albernheit genießen, so könnte ein weiteres Glied der Gemeinsamkeit geschmiedet werden.

Unsere Einstellung zur Natur ist, wenn auch nicht die gleiche, so doch im Vergleich zu den lateinischen Rassen eine ähnliche. Zweifellos treten wir an solche Probleme wie Religion, Familie, Freundschaft, sogar Sport von demselben Gesichtspunkt aus heran, wenn auch die Entwicklung, die wir diesem Herantreten geben mögen, oft weit voneinander abschweift. Und endlich besitzen unsere beiden Sprachen, wie ungleich immer sie an der Oberfläche scheinen mögen, eine grundsätzliche Übereinstimmung. Shakespeare auf deutsch ist weit mehr Shakespeare, als er es auf französisch ist. Die Bibel auf deutsch klingt unseren Ohren ganz wie eine Bibel, während sie sich auf französisch wie ein Abschnitt aus dem „Telemach“ liest. Man versuche, einen Zeitartikel aus der „Times“ ins Deutsche, Französische und Italienische zu übersetzen. Man wird finden, daß der Artikel auf deutsch eine der dem englischen Artikel sehr gleichgeartete Wirkung hervorbringen wird. Auf französisch oder italienisch wird etwas völlig anderes daraus. Was ich sagen möchte, ist, daß in der Grundanlage die Deutschen und die Engländer die gleiche Denkweise haben. Die Engländer und die lateinischen Rassen haben nicht die gleiche Denkweise.

Zahlreich und ermutigend wie diese Ähnlichkeiten sein mögen, so sind sie doch nur ebenso zahlreich wie die Unähnlichkeiten. Ich möchte gern wahrhaben, daß, während unsere Ähnlichkeiten rassisch bedingt, dauernd und tief sind, unsere Unähnlichkeiten größtenteils psychologisch bedingt und kulturell seien und, obwohl sie sehr tief sitzen, nicht Dauer zu haben brauchen. Man tut gut daran, diese weiten Gefilde der Unähnlichkeit örtlich festzulegen und zu erklären, an welchen äußeren Anzeichen sie zu erkennen sind.

Nun hat der Durchschnittsengländer, der nie nach Deutschland gekommen ist und nie vorher einen Deutschen gekannt hat, eine gewisse vorgefaßte Vorstellung von dem, was ein Deutscher ist. Er stellt ihn sich vor als einen stämmigen, schlecht angezogenen, mißlaunigen, ziemlich anmaßenden Menschen, der einen grünen Hut trägt, welcher mit einem Rasierpinsel verziert ist. Ich meinerseits möchte diese Beschreibung weder als richtig, noch vollständig gelten lassen. Der moderne Deutsche ist nicht stämmig; er ist sportlich schlank. Er ist nicht schlecht angezogen; er ist gepflegt. Er ist nicht mißlaunisch; er ist nervös. Er ist nicht anmaßend; er ist unsicher. Und er trägt nur oberbayerische Hüte, wenn er im oberbayerischen Gebirge ist.

Die Verallgemeinerungen bedürfen einer mehr ins einzelne gehenden Untersuchung. Ich glaube, daß der grundlegende Unterschied zwischen den Deutschen und den Engländern auf dem Gebiete des Selbstbewußtseins zu suchen ist. Der durchschnittliche Deutsche war zum mindesten bisher keine selbstsichere Persönlichkeit; der durchschnittliche Engländer ist selbstsicher. Ich bin überzeugt, daß die Hauptursache für den Mangel an Selbstsicherheit beim einzelnen Deutschen historischer Art ist. Es ist für einen Ausländer sehr wohl zu merken, daß ein Süddeutscher oder Österreicher nicht jene merkwürdige aber unverkennbare Art feinnervigen Mißtrauens besitzt, die dem Preußen eigen ist. Es ist nicht völlig phantastisch anzunehmen, daß dieses Mißtrauen aus der Tatsache herzuleiten ist, daß Norddeutschland außerhalb der römischen Limes lag, und daß für viele spätere Jahrhunderte sich Norddeutschland bis zu einem gewissen Grade als eine Kolonie des Heiligen Römischen Reiches betrachtete. Diese Unsicherheit wurde vermehrt durch die Wirren der deutschen Geschichte und in einem noch höheren Grade durch geographische Betrachtungen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß viel von der behäbigen Selbstsicherheit des Engländer von der Tatsache herrührt, daß er sich seit undenklicher Zeit der insularen Sicherheit seiner Lage erfreute, während sich der Deutsche seit undenklicher Zeit einer Grenze bewußt war, die nicht naturvorgezeichnet und offen war.

Eines der Dinge, das einem Engländer am meisten an Deutschen auffällt, ist sein Mißtrauen. Er traut Leuten nicht wirklich, die so sind wie er selbst. Wenn er ihnen zu trauen wünscht (und er hat eine Leidenschaft für Führertum), so begabt er sie mit übermenschlichen Eigenschaften und schafft eine Legende von einem Manne, der ihm so unähnlich ist wie möglich. Der Engländer andererseits ist vollkommen bereit, seinen Landsleuten zu trauen, vorausgesetzt, daß sie nicht den Durchschnitt überragen. Sollten sie irgendeine ungewöhnliche Gabe oder Unternehmungslust an den Tag legen, so werden sie sofort verdächtig. Lord Baldwin zum Beispiel mag oder mag nicht ein Bismarck sein: trotzdem ist es die ausgemachte Geschicklichkeit, mit der er seine bismarckschen Eigenschaften verheimlicht hat, die ihn den Bewohnern dieses Landes hat teuer werden lassen.

Ich glaube, Baldwin wäre, wenn er ein Deutscher wäre, kein nationaler Führer geworden. „Was!“ würden sie gesagt haben, „Baldwin ist nicht anders als ich selbst. Wie kann er da ein großer Mann sein?“

Ferner ist der Deutsche, wie der Amerikaner, geneigt, die Dinge nach ihrem quantitativen Verhältnis zu anderen Dingen zu beurteilen. Er neigt dazu, sich beispielsweise zu erkundigen, ob ein gewisser Bahnhof „größer“ oder „moderner“ sei als ein anderer. Der Engländer hat nichts mit solchen vergleichenden Maßstäben zu tun. Er weiß zum Beispiel, daß der Charing-Cross-Bahnhof weniger eindrucksvoll ist als der Bahnhof von Frankfurt am Main oder der Bahnhof in Cincinnati, Ohio. Trotzdem wünscht er sich aus diesem Grunde nicht, daß der Charing-Cross-Bahnhof nach dem Vorbild der Thermen des Caracalla umgebaut werden sollte. Im Gegenteil, er hat ihn eher gern, weil er so bieder, so anspruchslos und menschlich ist. Er hat keinen wie immer gearteten Wunsch, ihn in ein prächtiges Gebäude umgewandelt zu sehen, das ihm nicht vertraut wäre. Was andere Leute davon halten mögen, ist eine Angelegenheit von vollständiger Gleichgültigkeit für ihn. Und warum? Weil er selbstsicher ist. Er weiß, daß einer der wichtigsten Bahnhöfe in England eben einer der wichtigsten Bahnhöfe in England ist. Es hat keinerlei Bedeutung für ihn, ob Fremde oder Provinzler sich ebenfalls dieser Tatsache bewußt sind oder nicht. Mit anderen Worten: er macht sich keine Gedanken über den Eindruck, den er oder das Seine auf andere Menschen machen. Ihn be-

schäftigt nur, wie weit sie ihm selbst vertraut und damit Ausdruck seiner eigenen Persönlichkeit und Erfahrung sind.

Der Deutsche besitzt nichts von dieser auf das eigene Ich gerichteten Gleichgültigkeit gegen die Wirkung, die er oder zu ihm gehörige Dinge hervorrufen. Eben weil er dieser Wirkung gegenüber so empfindsam ist, ist er so empfindlich, so leicht verletzt. Die Deutschen und die Amerikaner sind vielleicht die empfindlichsten Menschen auf der Welt. Der Dünkel des Engländer ist so dickfellig, daß ihn nur ein Plattingeschloß zu durchdringen vermag. Aber jeder Deutsche hat zwei oder sogar drei psychologische Häute zu wenig.

Ich möchte behaupten, daß kein Deutscher sich wirklich wohl fühlt, außer er ist von einer Theorie gestützt. Wenn diese zusammenbricht, und sie bricht gewöhnlich zusammen, fühlt der Deutsche, wie Faust fühlte, daß alle Theorie grau ist. Trotzdem, da er ein Extremist ist, wie alle Deutschen Extremisten sind, kann er nicht auf der Ebene der Gewohnheit weitermachen so wie die Engländer, die wie Billardkugeln dauernd auf der Ebene der Gewohnheit weiterrollen.

Aber ich habe genug von den Sonderheiten des deutschen Charakters gesprochen. Es ist höchste Zeit, daß ich zur Reversoite der Medaille komme und die Fehler meiner Landsleute bespreche. Sollte ich mich über die Fehler des englischen Charakters auslassen, so würde ich mehr als das bißchen Platz brauchen, das mir noch bleibt. Ich bin gewiß, daß die meisten Deutschen, die nach England kommen, einmal durch eine Zeitspanne hindurch müßten, während welcher sie jeden Engländer für anmaßend, eigenbrötlerisch, schlecht erzogen und unfreundlich hielten. Aber der kluge Deutsche merkt von Anfang an, daß gute Umgangsformen in England eine Frage des Herzens sind und nicht des Benehmens. Also lehnen sie es von Anfang an ab, sich von der Art von schlechten Umgangsformen beleidigt zu fühlen, die sie daheim als Kränkung ihrer persönlichen Ehre betrachten würden. Denn sie begreifen, daß der Engländer seine Persönlichkeit in einer geheimen Schublade wegzuschließen wünscht. Wenn sie es fertigbringen, ihn zu veranlassen, diese geheime Schublade zu öffnen, so sind sie mit ihm in den Zustand der Vertraulichkeit getreten. Aber diese geheime Schublade bedeutet eines Engländer Jungfernschaft. Monate heimlichen Werbens sind notwendig, ehe ein Blick hineingeworfen werden kann.

Als Rasse sind wir untauglich in allem, was über die oberflächlichste und herkömmlichste gesellschaftliche Beziehung hinausgeht. Trotzdem besitzen wir eine geniale Gabe für Vertraulichkeit. Und wir verstecken diese Gabe mit großer Vorsicht. Ist aber eine vertraute Verbindung erst einmal hergestellt, so ist sie tiefer und dauerhafter, als man glauben möchte. Der Deutsche dürfte ferner, wenn er klug ist, merken, daß unsere Selbstsicherheit, die zuerst so anmaßend und aufreizend erscheint, in Wirklichkeit etwas vollkommen Natürliches ist. Es ist etwas wie Landschaft und Klima. Man kann sie vielleicht nicht mögen. Aber man erkennt, daß sie für England ebenso unvermeidlich ist wie unser kalter Juli oder der blaue Schatten, der im Februar um die Wiesen vor den Kirchenportalen weht.

Und so möchte ich zu den Engländern sagen: „Denkt daran, daß die Deutschen sehr empfindliche Menschen sind, und daß ihre Schüchternheit sehr oft die Form von Selbstbetonung annimmt.“ Und zu den Deutschen würde ich sagen: „Denkt daran, daß die Engländer sehr scheue Menschen sind, und daß ihre Scheu oft die Form von Unterdrückung des Selbst annimmt.“

Wenn wir diese beiden Lehrsätze in unseren Köpfen behalten könnten, so würden wir einander weit besser verstehen, als wir das heute tun. Und auf diesem Verstehen als einem vernunftmäßig erkannten, nicht gefühlsmäßig empfundenen, beruht der Friede der Welt.

Im
Röntgenlicht.
Lichtbild: Leonhardt.



Kosmische Gläser.

Von Annie Francé-Harrar.

Das erstmal erfuhr ich von ihnen auf eine durchaus unerwartete Art. Es begann im australischen Busch, und wir waren ein Stück weit mit einem „Prospektor“ gegangen. Der eigentliche Golddistrikt von Coolgardie lag schon eine halbe Tagereise hinter uns. Aber wir hatten an einer dieser winzigen, weltverlassenen Stationen der Trans-Australian-Railway den Zug verlassen, um etwas von den seltsamen und nie gesehenen Wüstenpflanzen Innere Australiens kennenzulernen. Der Prospektor aber war ein alter „Miner“, der mit dem letzten „Claim“ Pech gehabt und so wenig gefunden hatte, daß es, wie er erzählte, nicht einmal das Wasser lohnte, mit dem er das Gestein auswusch.

Er war ein ziemlich verwildeter Kerl, und seine abgeriebene, verstaubte, einstmals schwarz gewesene Ledertracht zeigte, daß er Hemden für einen unnötigen Überfluß zu halten schien. Ein bißchen knurrig und struppig benahm sich der ganze Mensch, und anderswo als gerade in Innere Australien wären wir vermutlich nicht so selbstverständlich mit ihm gemeinsam die gleiche Straße gegangen. So aber war man froh um wegfundige Gesellschaft in dieser wildglühenden Hitze, in der der flache Wüstenhorizont leise schaukelte und wehte.

Der Mann wollte viel weiter als wir. Jrgendwoher hatte er etwas von ergiebigen Gebieten gehört, weit gegen Süden zu, bei einer Wasserstelle. Und nun beeilte er sich, dort als

erster einzutreffen, noch ehe die Nachricht sich herumgesprochen hatte. Nach richtiger Goldgräberart betrachtete er beim Gehen ständig den Boden. Kragte da und dort mit seinem Stock den Sand auf, fand aber nichts, sondern marschierte stets gleichmütig weiter. Plötzlich bückte er sich, nahm ein kleines Ding, das wir gar nicht gesehen hatten, von der Erde auf und hielt es uns hin: „Möchte nur wissen, was das für ein Teufelszeug ist! Ein paarmal habe ich das schon gesehen, zum letztenmal unten in Victoria.“

Wir betrachteten ein Etwas, das aussah wie ein Biskuit, nur viel kleiner und völlig schwarz. Außen herum hatte es einen Rand, so, als ob es unordentlich aus einer Form gepreßt worden wäre. Und als wir es gegen das Licht hielten, fanden wir, daß es eigentlich gar nicht schwarz war, sondern hellgrün, ganz rein, durchsichtig oder eigentlich durchscheinend, ohne Makel, Sprünge oder Luftblasen. „Es ist Glas, es kann nur Glas sein“, war das Ergebnis unserer Besichtigung.

Der alte Miner lachte: „Was fällt Ihnen ein! Wie sollte denn hier mitten in den Busch Glas kommen! Hier geht alle Jahre vielleicht einmal ein Mensch.“ Das war richtig, aber es erklärte nichts.

„Sie sagten, Sie haben so etwas schon in Victoria gesehen?“ „Das hab ich, ja. Wir pflügten ein Stück Land um, der Besitzer wollte Weizen darauf bauen, und vorher waren nur Schafe drauf gewesen, und da warf der Dampfpflug diese Dinger händeweise auf. Ich steckte mir ein paar ein, es waren auch flache Kugeln darunter; ich dachte, vielleicht sind Edelsteine dabei — in diesem Land kann man ja nie wissen —, aber ich habe sie dann wohl verloren.“

Erst in Europa hörte ich das, was ich mir damals als Fortsetzung jenes Gespräches gewünscht hätte.

Wir hatten recht: es sind Gläser, diese merkwürdigen dunklen Biskuits, die kaum länger als mein kleiner Finger waren. Aber Gläser, die nicht auf unserer Erde geschmolzen wurden, die überhaupt gar nichts mit ihr zu tun haben. Die irgendwie, irgendwann auf sie niederfielen, ein himmlischer Regen, nur unsichtbar für Pflanzen und Tiere. Als eine Art Meteorit, aber eben Meteorite aus Glas. Während jene anderen letzten Reste fernster Sternkatastrophen, sobald sie unsere Erde erreichen, verhältnismäßig rasch verwittern, weil sie doch zumeist aus mehr oder weniger reinem Eisen bestehen, ändern sich diese kosmischen Gläser, diese Australite (wie man sie genannt hat) nicht im mindesten. Und darum denkt man, es könnte wohl in der vorletzten Erdperiode, im Diluvium, geschehen sein, daß einmal über den Süden Australiens ein Regen glühender Glästropfen niederging, die teilweise bis zu fünfzehn Meter Tiefe in den Boden einschlugen, dort erstarrten, liegenblieben, viele Schöpfungstage lang, bis man sie in später Menschenzeit zufällig entdeckte.

Denn in jenen Jahren dürfte Australien den Menschen noch gar nicht oder nur vereinzelt bekannt gewesen sein. Obgleich der schwarze Australier als eine der frühesten Rassen gilt, so weiß man doch durchaus nichts darüber, ob er auf diesem fernsten Kontinent entstand, oder ob vielleicht vorher Scharen längst ausgestorbener Halbtiere dorthin auswanderten. Aber sicher ging das verschollene Riesenbeuteltier dort herum, das Diprododon, schwefällig wie ein Nilpferd, nur noch viel größer. Und Wälder von altertümlichen Araukarien wird es gegeben haben, und an wasserreichen Schluchten wehten schon, so wie heute, die Farnbaumsäume mit ihrem sanft schaukelnden Goldgrün. Und gewiß lag im Herzen dieses seltsamen Kontinents statt der Wüste noch eine Art flacher Salzumpf, der von einem urzeitlichen Meer zurückgeblieben war und an dessen Rändern sich alle die sonder-

baren Beuteltaschen tummelten, auch Überbleibsel einer Vorzeit, die sonst damals überall schon vorbeigelebt war.

Auf diese Welt fielen also jene Regen glühender Glästropfen, und auch das weiß man nicht, ob es nur einen einzigen solchen Weltuntergangstag gab oder ob das Ungeheuerliche sich öfter wiederholte. Jedenfalls reicht die Zone massiver Wolkenbrüche bis über Tasmanien hinaus, denn dort überall findet man noch ihre erstarrten Reste. Aber woher kamen sie? Das ist die große Frage.

Man kennt genug vulkanische Gläser, die unsere Mutter Erde herzustellen versteht. Aber diese schwarzen Obsidiane sind ganz anders von innen und von außen. Vor allem enthalten sie Wasser, von dem sich in den Australiten keine Spur findet. Auch sonst ist ihr chemischer Bau ein grundverschiedener. Aber das Ganze ist noch schwieriger.

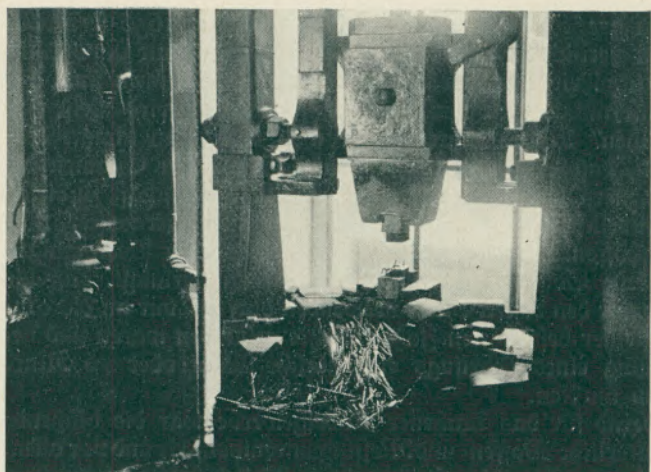
Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hat man nämlich nochmals solche gläserne Rätsel aufgefunden, und zwar einmal auf der Insel Billiton bei Java und dann in der Gegend von Budweis in Böhmen, später auch bei Magdeburg. Die von Böhmen waren sogar die ersten, und über sie stritt man sich schon im 18. Jahrhundert herum. Und weil man damals bereits echte vulkanische Gläser recht gut kannte, so erklärte man von ihnen hartnäckig (wie hartnäckig Gelehrte in solchen Fällen sein können, davon hat der Laie gar keine Ahnung!), das seien „Kunstprodukte“, und sie müßten von einem „hohen Ofen“ oder „von einer Glashütte, die farbiges schlechtes Flaschenglas herstellte“, übriggeblieben sein. Freilich verwahrten sich die Glasfachleute dagegen mit aller Energie. Sie wiesen nach, daß diese unbegreiflichen Glaskugeln und „Flaschengläser“ von einer so schwer schmelzbaren Struktur seien, daß niemand mit Menschenhand und menschlichen Hilfsmitteln sie herstellen könnte, und schon gar nicht mit den primitiven Vorrichtungen des Mittelalters.

Aber die Frage blieb offen, der Streit zog sich über ein paar Generationen hin, und eigentlich ist man sich heute, wie gesagt, nur klar darüber, daß die Australite, die Billitonite und die Moldavite weder das eine noch das andere, d. h. weder künstlich noch natürlich sind.

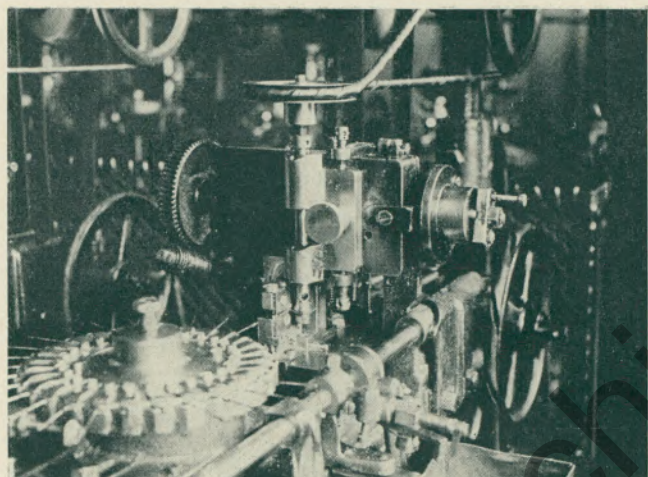
Man hat sich jetzt zu folgender Erklärung entschlossen: Diese Gläser waren einmal Meteorite (nicht metallische, versteht sich), die im Herabstürzen zersprangen. Die Gewalt des Falles, die fürchterliche Reibung durch den Luftwiderstand, als sie erst in die Erdatmosphäre gelangten, brachten die Splitter zum Schmelzen; weiche Tropfen wurden daraus, die sich abzuflachen versuchten und aufwulsteten. Denn sie waren ja zäh, waren Materie, die aus dem Weltenraum kam. Aus dem Weltenraum — das bedeutet: von irgendeinem Gestirn.

Aber nur ein Gestirn kennen wir gut genug, um über seine vulkanische Natur genau Bescheid zu wissen — und das ist der Mond. Und da sagte die Wissenschaft (nicht so einfach und gradehin natürlich, sondern mit vielen gelehrten und umständlichen Erwägungen): Wir könnten es für allenfalls möglich halten, daß diese rätselhaften Gläser von Mondvulkanen stammen, in vormenschlicher Zeit von ihnen ausgespien wurden und als Dokument eines Geschehnisses übrigblieben, das sich nicht wiederholt hat und auch gar nicht wiederholen kann. So sagt die Wissenschaft.

Aber kann man nun, selbst wenn es keinerlei Zweifel dagegen gäbe (und die gibt es natürlich), behaupten, daß die aufregende Frage jener Gläser, die nicht von unserer Erde stammen und doch auf ihr gefunden werden, damit schon gelöst ist? Ich glaube nein! Denn hundert „Warums“ hängen sich an sie, die man nicht beantworten kann und von denen man nichts weiß. Und da liegen nun in Museen diese Stücke einer unbekannten Materie, glänzen fremd und reden eine Sprache, die keiner versteht. Urzeitgebilde, die sogar von jenseits der Grenze stammen, hinter der für uns die Ewigkeit beginnt.



Die Stellen für das Nadelöhr werden vorgestanzt.



Die Rinnen der Nähmaschinennadeln werden gefräst.

Eine Nadel erzählt ihre Geschichte.

Von Anton Lübke.

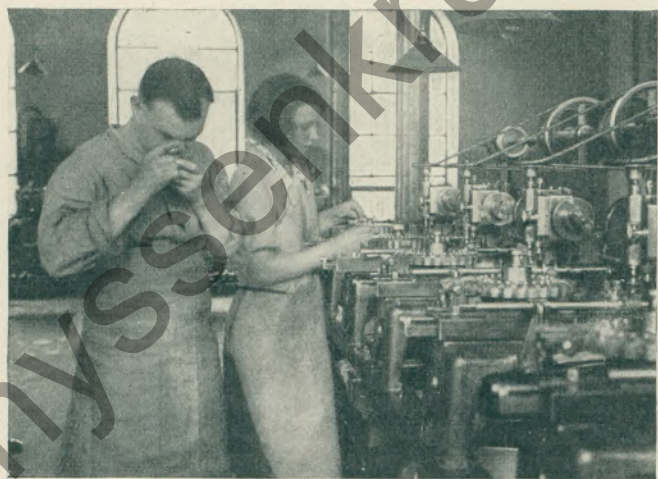
Mit 10 Lichtbildern des Verfassers.

Einst galt die Nadel als das Symbol des Frauenfleißes. Im Mittelalter trugen die Frauen Nadeln in kleinen Büchsen ständig bei sich, die ihnen sogar ins Grab mitgegeben wurden. Aber auch schon in der Urzeit, über die uns keine Schriften etwas berichten, existierte sie. Im Jahre 1891 fand man nördlich von Schaffhausen in paläolithischen Schichten Pflriemen und Ahlen aus Knochen von Pferden, Renttieren und Alpenhasen, woraus unzweifelhaft hervorgeht, daß schon in der Steinzeit primitive Nadeln in Gebrauch waren, deren Öhr mit Feuersteinen gebohrt wurde. Später, in der Bronzezeit, wurden Nadeln aus Bronze verfertigt, deren Öhr in der Mitte des Schaftes angebracht wurde. Erst in der Eisenzeit nahm die Nadel die Form an, wie wir sie heute besitzen. In der römischen Zeit kannte man die sogenannten bronzenen Sibeln.

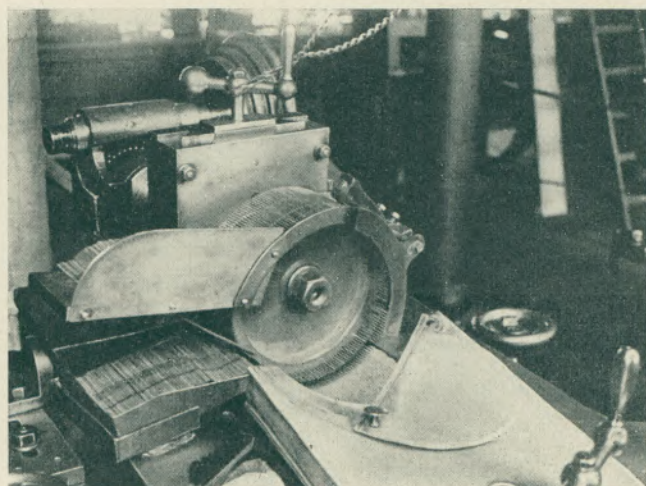
Wer so eine kleine, unscheinbare, blanke Nadel betrachtet, kann sich nicht so leicht einen Begriff davon machen, daß mit ihr eine sehr reiche Wirtschafts- und Entwicklungs-

geschichte und ein hochinteressanter Herstellungsprozeß verbunden sind.

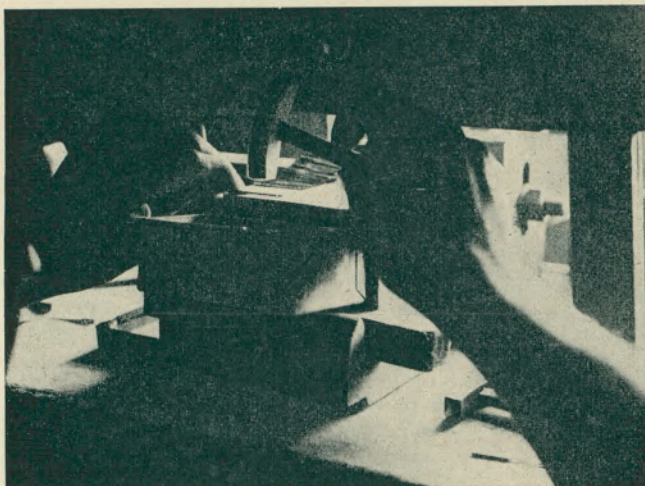
Mittelpunkt und Ausgang der deutschen Nadelindustrie ist Aachen, wo bereits im Mittelalter eine große Zahl blühender Nadelfabriken bestanden, die freilich, gemessen an den heutigen Großbetrieben, nur handwerksmäßige Betriebe waren, wo vielfach die Schmiede, ehe das Drahtziehen im 14. Jahrhundert erfunden wurde, aus geschnittenen Blechstreifen die Nadeln herstellten. Wann zuerst die Nadel gewerbsmäßig fabriziert wurde, läßt sich nicht feststellen. Doch sind noch Nadelrechnungen vorhanden, die aus dem 14. Jahrhundert stammen, und aus denen zu ersehen ist, daß das Nadelgewerbe in Nürnberg bereits um 1370, in Köln 1396 und in London 1543 bestand. In England wurde durch Oliver Cromwell im Jahre 1656 das Nadelergewerbe zur Zunft mit einer besonderen Verfassung erhoben. Aber auch in Deutschland gab es im Mittelalter, vor allem im Aachener Bezirk, Nadelzünfte, die eine sehr interessante Geschichte haben. Eine aus



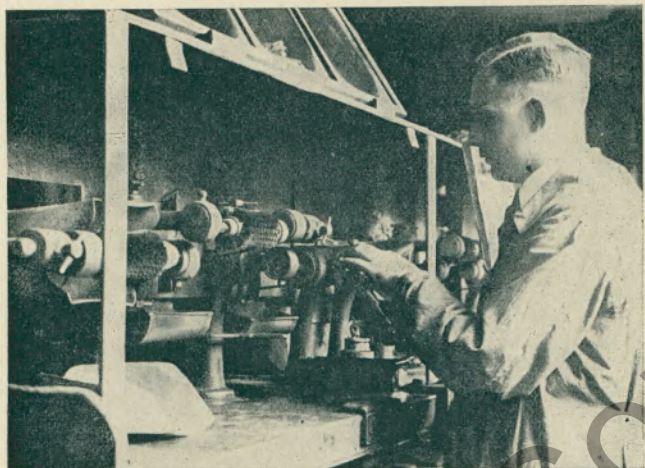
Die gefrästen Rinnen werden unter die Lupe genommen.



Die Nadelspitzen werden geschliffen.



Die verbogenen Nadeln werden gerade gerichtet.



In der Krazmaschine werden die rauen Nadeln geglättet



und dann die Nadelöhre poliert.

dem Jahre 1525 stammende „Rolle“ (Pergamentrolle, auf der die Sazungen verzeichnet waren) zeigt, daß die Nadler ursprünglich keine eigne Zunft waren. Sie bildeten vielmehr Halbzünfte, sogenannte Spieße, welche der Pelzerzunft angeschlossen waren. Erst später müssen die Nadler sich zu besonderen Zünften zusammengeschlossen haben. Die darauf Bezug nehmenden Akten sind allerdings

bei dem großen Brande, der Aachen im Jahre 1656 fast vollkommen vernichtete, verlorengegangen, so daß nur unvollkommene Einzelheiten aus dieser Zeit auf uns überkommen sind. In den noch als Kopien vorhandenen Zunftrollen wird meist von „spanischen“ Nadelmachern gesprochen, und man nimmt deshalb an, daß aus dem früheren niederländischen Spanien die Nadler zuerst nach Aachen kamen. Die Mitgliedschaft zu diesen mittelalterlichen Nadlerzünften wurde vom Bürgermeister, Rat und Schöffen verliehen und war mit besonderen Bedingungen verbunden. So wurde beispielsweise streng verlangt, daß die Nadler nur den besten Stahl verwenden durften, nur an die Einstellung einer bestimmten Zahl Knechte gebunden waren und bei Einstellung eines Lehrlings eine Flasche Wein oder 12 Mark bezahlen mußten.

Fördernd für das Aachener Nadelgewerbe war die blühende mittelalterliche Waffen- und Messingwarenindustrie und vor allem die Tuchwebereien, die oft eine eigene Nadelwerkstatt betrieben. Nach dem großen Brande siedelte die Waffenindustrie nach Lüttich über, während die Messingindustrie, die zum größten Teil in Händen von protestantischen Fabrikanten war, in den religiösen Wirren um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts sich nach Stolberg verzog. Nur die Nadelindustrie blieb in Aachen und konnte sich infolge der zurückbleibenden hochqualifizierten Arbeiterschaft ganz außerordentlich entwickeln.

Daß diese Aachener Nadler das Gewerbe ins Sauerland trugen, muß bezweifelt werden. Es ist vielmehr mit Sicherheit, wenn auch nicht durch Dokumente belegt, anzunehmen, daß schon früher Nadeln im Sauerland hergestellt wurden. Das Vorhandensein von Kohle, Eisen und Wasser war einem solchen Fabrikationszweig sehr günstig, andernteils aber auch deshalb, weil schon im frühen Mittelalter im Tale der Lenne und anderer Gebirgsflüsse Draht hergestellt wurde, das Rohmaterial für die Nadel, das ja auch nach Aachen geliefert wurde. Aber noch eine andere Tatsache ist für die Annahme wesentlich. Im Mittelalter war im Sauerland die Zunft der Panzerer sehr angesehen, welche Panzerhemden aus Draht herstellten, die beliebter waren als solche aus Eisenblech. Als nach der Erfindung des Schießpulvers Panzerhemden überflüssig wurden, mußten sich die sauerländischen Drahtwerke nach anderen Verwendungsmöglichkeiten ihres Drahtes umsehen. Schon in der Zeit des Großen Kurfürsten und der ersten preussischen Könige machten die Panzerer den ersten Versuch, Nähnadeln herzustellen, allerdings mit ganz primitiven Methoden.

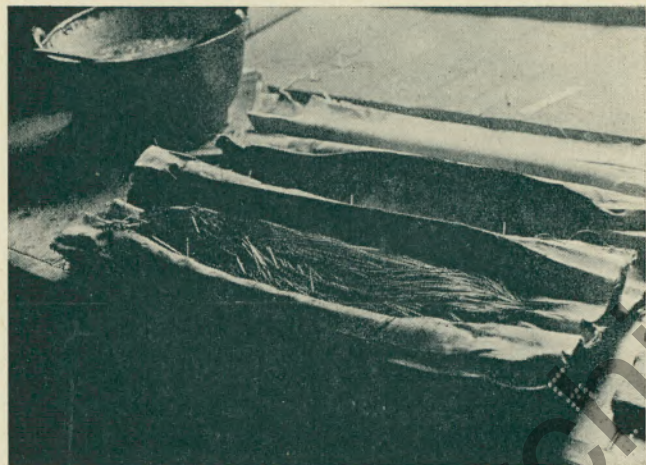
Der gesamte Veredelungsprozeß mußte damals mit der Hand vorgenommen werden. Eine große Rolle spielten dabei die Schleif- und Schauermühlen. Mit der Hand mußten die Nadeln auf Schleifsteinen, die in der Umgebung gewonnen wurden, geschliffen werden. Der Stahldraht wurde meist aus Altena, Iserlohn, Nürnberg oder England bezogen. Dann mußte mit sehr viel Mühe das Ohr gestochen werden, was vornehmlich durch Kinder geschah. Noch bis zum Jahre 1853, als das Kinderschutzgesetz entstand, wurde die meiste Arbeit in der Nadelindustrie von Kindern im Alter von 4 bis 6 Jahren ausgeübt. Zieht man dabei noch in Betracht, daß es in der damaligen Zeit, als man noch keine Erhaustoren kannte, welche den Schleifstaub absogen, der beim Schleifen der Nadeln entstand, ein erwachsener Arbeiter kaum länger als zehn Jahre in seinem Berufe aushalten konnte, ohne durch den eingeatmeten Staub an der Schwindsucht zu erkranken, so kann man sich leicht ein Bild von den sozialen Tiefständen der damaligen Zeit machen. Aber andererseits muß auch anerkannt werden, daß gerade die Nadelindustrie der vergangenen Jahrhunderte gewerblich und sozial große Fortschritte aufzuweisen hatte. So gab es schon im Jahre 1626 Nadelschuhmarken, sogenannte Markzeichen, auf die von Fabrikanten und Behörden ein sehr scharfes Augenmerk gerichtet wurde. Es gab Edikte, die den Fabrikanten verboten, die Arbeiter mit ihren eigenen Waren zu entlohnen, und gut organisierte Krankenkassen für die Nadelarbeiter. An die berühmte alte Quirinusbruderschaft, welche den Nadlern in vielen Notfällen beiseite stand, erinnert heute

noch in der Jakobskirche zu Aachen die Statue ihres Schutzpatrons, der drei gekrönte silberne Nadeln im Schilde führt.

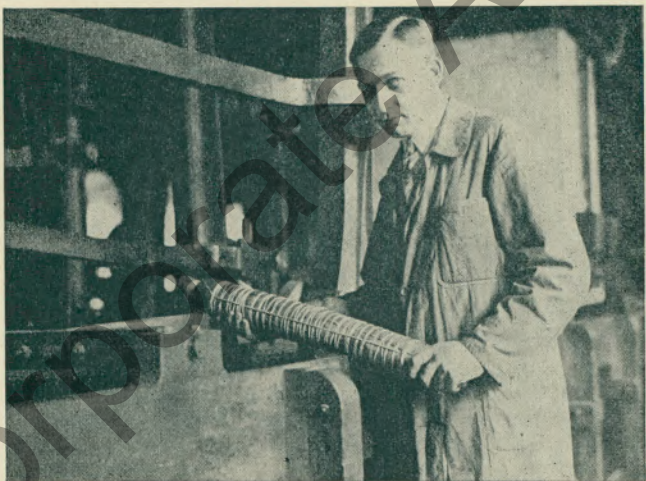
Großen Umwandlungen war die Nadelindustrie sowohl in wirtschaftlicher als auch technischer Hinsicht im Laufe der Zeit unterworfen. Absatzstockungen, Konkurrenz durch das Ausland und hohen Zöllen war sie ebenso ausgesetzt wie die Industrien der Gegenwart. Trotz aller Hemmungen konnte sich das Nadelgewerbe wirtschaftlich und technisch ständig verbessern. Stellten früher zwei geschickte Nadler mit der Hand in zwölf Stunden etwa 3500 Nadeln her, so ist es heute drei Männern, zwei Mädchen und zwei Kindern möglich, in derselben Zeit mittels Maschinen 30000 Nadeln herzustellen.

Trotz äußerster Rationalisierung sind aber zur Herstellung einer Nähnadel immer noch etwa 30 Arbeitsgänge auf den modernsten Maschinen notwendig. Nach der Zerschneidung entsprechenden Stahldrahtes in der Länge der Nadel macht das Stahlstäbchen den sogenannten Reduzierungsprozeß durch, das heißt: der Schaft wird durch Hämmern auf die entsprechende Dicke reduziert. Es folgt dann bei der Maschinennadel die Stempelung des Nadelkopfbens mit System und Stärkenummer. Daß dieses eine besonders sorgfältige Arbeit erfordert, versteht man, wenn man weiß, daß es allein über 2000 verschiedene Nähmaschinennadeln gibt. Die nun folgenden Arbeitsgänge sind bei der Näh- und Maschinennadel ähnlich. Bei der Handnähnadel werden in der Mitte eines Doppelschaftes durch eine Matrize die beiden Stellen für die Öhre vorgestanzt und später mittels eines Stechzahnes die Öhre gestochen. In besonders feinen Fräsmaschinen wird bei Maschinennadeln noch die Fadenrinne gefräst. Beim Stanzen des Nadelöhrs hat sich zu beiden Seiten ein Grat gebildet, der nunmehr durch Abschleifen beseitigt wird. Dann erfolgt das Schleifen der Spitzen. Die Nadeln werden zwischen zwei Rollen, eine mit Gummibelag, die andere aus Schmirgelfein, hindurchgetrieben und dort angeschliffen. Damit ist das Ende der Rohfabrikation erreicht. Eine große Sorgfalt erfordert das Härten, welches mitbestimmend für die Qualität der Nadel ist. Das Härten geschieht durch Abschrecken der rotglühend gemachten Nadeln in Öl und durch späteres Kochen in Ölbadern, wodurch die Nadel die größte Widerstandskraft gegen Biegen und Brechen bekommt. Regelmäßige Proben des Härtemeisters, der in der Beurteilung der Härtegrade äußerst gewandt ist, geben den Ausschlag für die Zeitdauer des Kochens. Durch das Härten ziehen sich viele Nadeln krumm. Dieses wird teils durch Hämmern korrigiert, teils werden am Schluß des gesamten Prozesses die Nadeln in komplizierten Maschinen sortiert. Die Nadel ist nach dem Härten noch rau und schwarz, sie muß jetzt einem sehr langwierigen Reinigungsprozeß unterworfen werden. Zuerst geschieht dieses in Krazmaschinen durch Stahlbürsten, an welche mittels einer Zange eine Anzahl Nadeln gehalten wird. Jedes Nadelöhr muß mit einem Schmirgelfaden auspoliert werden. Der mit einer Poliermasse getränkte Faden bewegt sich automatisch im Öhr so lange hin und her, bis dem Öhr jede Schärfe genommen und es spiegelglatt ist. Die Nadel kommt dann in den sogenannten Schauerpack und dieser in Schauermühlen, der einzige Prozeß, der sich in dieser Art noch aus alter Zeit erhalten hat. Etwa 70000 Nadeln werden unter Hinzufügung von Schmirgel, Seife und Öl in grobe Leinwand gerollt. Dadurch entsteht eine lange Wurst, die nun fast eine Woche lang ständig unter einer Holzplatte hin und her bewegt wird. Innerhalb dieser Zeit wird dem Schauerpack acht- bis zehnmal jedesmal feineres Schauerpulver beigegeben. Zum Schluß werden die Nadeln gewaschen und dann noch auf Lederseiben hochglänzend poliert. Die Nadel ist jetzt fertig zum Verpacken und kann unter einer für ihre Qualität bestimmten Marke in den Handel gebracht werden.

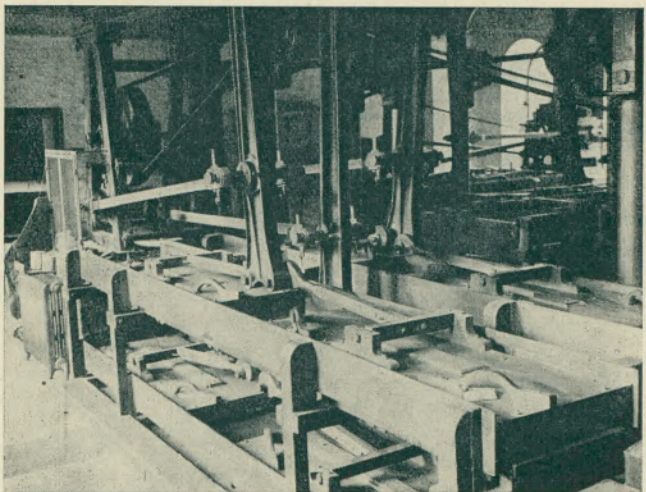
Daß dieser langwierige Herstellungsprozeß einer unscheinbaren Nadel nicht nur einen mit großer Handfertigkeit und langer Erfahrung ausgestatteten Arbeiterstamm, sondern auch einen umfangreichen technischen Betrieb mit komplizierten Maschinen erfordert, beweist die große Ausdehnung der Nadelindustrie in Aachen, Altena



Ein Schauerpack mit 70000 unpolierten Nadeln.



Der gefüllte Schauerpack wird in die Poliermaschine gelegt.



Schauermühle zum Polieren der Nadeln.

und Iserlohn, in der viele tausend Arbeiter ihr Brot finden. Die größte in Aachen befindliche Nadelfabrik der Welt beschäftigt beispielsweise an die 1200 Arbeiter. Sie und ihr Arbeitsfeld sind ein Sinnbild deutscher Schaffenskraft, deutscher Qualitätsarbeit und eines hochentwickelten technischen Organismus, der auf eine mühevollen und ruhmreiche Entwicklung zurückblicken kann, die zugleich auch ein Stück deutscher Wirtschaftsgeschichte ist.



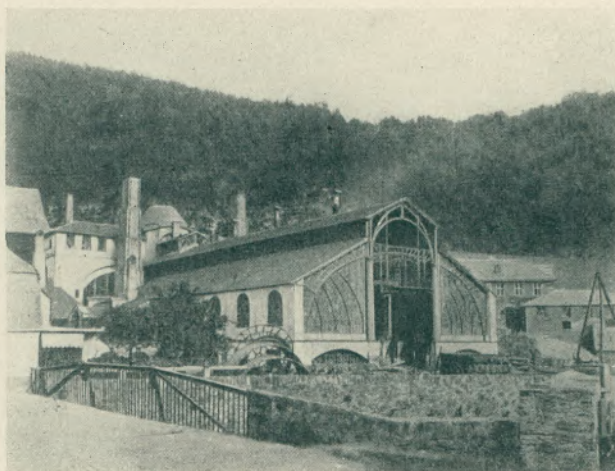
Aufdekarbeit der Galmey-Grube zu Charley.
Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1855.

Technische Gedenkftage.

10. 10. 1864 starb zu Saynerhütte Karl Ludwig Althaus. Infolge der Mißgeschicke im Elternhaus war er gezwungen, das Bäckerhandwerk zu erlernen, kam später aber in eine Messerfabrik nach Pyrmont, ging dann zu einem Mechaniker nach Bückeburg, um sich im Bau wissenschaftlicher Instrumente auszubilden. Von 1810 bis 1813 konnte Althaus durch die Gnade seines Landesfürsten die Universität Göttingen beziehen und sich dem Studium der Mathematik und Mechanik sowie dem Bauwesen widmen. Nachdem er mehrere Jahre als Baubeamter tätig gewesen war, folgte er im Jahre 1817 einem Ruf in den preussischen Staatsdienst, um die kurz vorher in den Besitz des preussischen Staates übergegangene Sayner Hütte neu zu gestalten. Neben der Sayner Hütte waren ihm auch die sonstigen Berg- und Hüttenwerke im rechtsrheinischen Teil des Oberbergamtsbezirkes Bonn unterstellt. Vielfach sind die Verbesserungen, die Althaus auf maschinentechnischem Gebiete sowohl als auch auf hüttenmännischem in den ihm unterstellten Berg- und Hüttenwerken zur Ausführung gebracht hat. Insbesondere verdankt ihm die Sayner Hütte einen für die damaligen Begriffe großartigen Ausbau zu einer neuzeitlichen Maschinenfabrik und Geschützgießerei. Infolge seiner geradezu genialen Tätigkeit auf dem Gebiete des Maschinenbaus wurde Althaus auch vielfach als Gutachter und Konstrukteur für andere staatliche und private Anlagen herangezogen. Die nebenstehende Abbildung zeigt die berühmte Gießhalle der Sayner Hütte, die unter der Leitung von Althaus erbaut wurde. Um der Brandgefahr von vornherein zu begegnen, wurde an Stelle der damals üblichen Holzbauweise Gußeisen verwendet. Zweifelloß hat dem Erbauer ein Architekt zur Seite gestanden, der auf dem Gebiete des Kirchenbaus bewandert war, denn die gesamte bauliche Anlage der Halle erinnert stark daran, zumal, da noch die beiden Schornsteine als flankierende Türme angesehen werden können.



Der Geschütz- und Glockengießer.
Als Jost Amman, Stände und Handwerker, Frankfurt 1568.



Die von K. L. Althaus erbaute Gießhalle
der Sayner Hütte.

20. 10. 1516 wurde in Nürnberg vor dem Tiergärtnerort ein großes Geschütz, genannt der „Löw“, das von Endres Pegnitzer gegossen worden war, probiert. Dabei ereignete sich ein folgenschwerer Unfall, der dadurch hervorgerufen wurde, daß beim Laden des Geschützes einige Sandkörner in das Rohr kamen, und als nun die Kugel hineingestoßen wurde, Funken entstanden, die die Entzündung des Pulvers hervorriefen. Das Geschütz ging los und beschädigte mehr als 60 Personen, von denen vier tot auf dem Platz blieben.

29. 10. 1633 wurde Georg von Giese in der Nähe von Breslau geboren. Zunächst im Tuchhandel tätig, begann Giese zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit dem Handel des in Oberschlesien, in der Nähe von Zarnowitz, gegrabenen Galmey, den er in der Hauptsache an deutsche und schwedische Messingwerke verkaufte. Im Jahre 1704 sicherte Giese sich auf 20 Jahre das alleinige Recht des Bergbaues für Galmey und des Handels damit für ganz Schlesiens. Damit legte er den Grund zu einem Unternehmen, das sich in immer stärkerem Maße entwickelte bis auf unsere Tage. Von Gieses Erben wurde das Galmey-Privileg des öfteren

erneuert, so daß sie fast ein volles Jahrhundert das Monopol des Galmey-Grabens und -Handels innehatten. Als man zu Anfang des 19. Jahrhunderts erkannt hatte, daß es lohnender sei, Zink direkt aufzuschmelzen und nicht nur als Legierungszusatz bei der Messingherstellung zu verwenden, wurde eine vollständige Umstellung des bisherigen Galmey-Geschäftes notwendig, zu der sich die Erben nur zögernd entschließen konnten. Als aber der entscheidende Schritt zum Zink einmal getan war, blühte das Geschäft von neuem zu ungeahntem Umfange auf. Neben den Zinkgruben betrieb die Gesellschaft Kohlenbergbau. Die gewonnenen Kohlen wurden zum Teil für die Zinkgewinnung verwandt, zum Teil auch in den Handel gebracht. Die obenstehende Abbildung zeigt eine Galmey-Grube aus dem Jahre 1855.

Jahade.

X/38

Die Bewertung der Aufgaben im Reichsberufs- und Ausscheidungskampf 1934*.

Von Ludwig Benn.

Sicher wird es für jeden kaufmännischen Lehrling und Junggehilfen interessant sein, nicht nur über die Aufgaben des beruflichen Wettstreites unterrichtet zu werden, sondern auch ihre Beantwortung kennen zu lernen. Ermöglicht doch ein solches Herangehen an die Prüfungsaufgaben eine Selbstprüfung, eine Feststellung des eigenen Könnens, die beim Erkennen von Lücken im eigenen Wissen den Jungkaufmann zwingen muß, an sich selbst zu arbeiten und seinen Gesichtskreis in jeder Hinsicht zu erweitern.

So seien denn im folgenden die Lösungen der 4. Leistungsklasse des Reichsberufswettkampfes 1934 wiedergegeben.

Die zwei Themen für den deutschen Aufsatz über die Möglichkeiten nationalsozialistischer Betätigung in der Übungsfirma und über den Zweck des Arbeitsordnungsgesetzes stellten den Teilnehmer vor eine Aufgabe, die einerseits über seine berufliche Fortbildung und andererseits über die Auswirkungen des neuen Gesetzes in seinem Berufe Aufschluß geben sollte. In einer Stunde mußte der Prüfling seine Arbeit beendet haben. Durch die Zeitknappheit war er gezwungen, ohne Konzept zu arbeiten und doch ergiebig den Kern der Sache zu behandeln. Bei dem ersten Aufsatz über die Übungsfirma mußten die Gesichtspunkte herausgestellt werden, daß die Scheinfirmen Schulungstätten für nationalsozialistisches Wirtschaftsdanken sind, weil in diesen Bildungstätten alle Wirtschafts- und Steuergesetze praktische Anwendung finden, wodurch eine Modellwirtschaft geschaffen wird, in der die Übungsfirmenmitarbeiter nach nationalsozialistischen Grundsätzen arbeiten können. Durch diese Wirtschaftserziehung soll für die wirkliche Wirtschaft ein wertvoller Führernachwuchs geschaffen werden, der qualitativ allen noch so vielseitigen Anforderungen gerecht werden kann. Die Übungsfirma wirkt von außen auf die wirkliche Wirtschaft wie eine NS-Zelle, da die Übungsfirmenmitglieder ebenfalls auf ihre außerhalb stehenden Berufskameraden einwirken.

Bei dem Gesetz über die Ordnung der nationalen Arbeit war es erforderlich, den Gegensatz von früher, der Klassenkämpferischen Natur war, näher zu beleuchten und den Führergedanken von heute, der durch den Kameradschaftsgeist Betriebsführung und Gefolgschaft verbindet, deutlich herauszustellen. Die Aufgaben des Treuhänders der Arbeit als regulativen Faktors in dem Falle der nicht zu erzielenden Einigung bei der Gefahr der Störung des Wirtschaftsfriedens waren ebenfalls zu behandeln. Auch mußte die soziale Ehrergerichtsbarkeit Erwähnung finden, durch die jedes Mitglied der Betriebsgemeinschaft die volle Verantwortung für die gewissenhafte Erfüllung seiner ihm obliegenden Pflichten hat. Der Vertrauensrat als beratende Körperschaft für den Betriebsführer, der von der zuständigen NSBD und einmal im Jahre durch freie, geheime und gleiche Wahl bestätigt wird, dient dazu, ein kameradschaftliches Zusammenwirken der Gefolgschaft mit der Führung zu ermöglichen. Daß das NSG nicht auf Arbeiter und Angestellte im öffentlichen Dienst Anwendung findet, konnte auch eingeschlochten werden und vervollständigte den Inhalt.

Bei der Bewertung wurde vom Inhalt, von der Logik und vom Stil ausgegangen. Falls die Hauptgedanken richtig wiedergegeben waren, bekam man:

2 Punkte	...	= 4 Punkte
waren die Nebengedanken richtig:	2 Punkte	...
war die Gedankenführung klar	...	= 1 Punkt
war sie zwingend	...	= 2 Punkte
war der Stil befriedigend	...	= 1 Punkt
war er gut	...	= 2 Punkte

Zusammen konnten aber höchstens 8 Punkte gegeben werden. Minuspunkte kamen in Betracht, wenn die Rechtschreibung fehlerhaft oder die Grammatik zu wünschen übrigließ, auch wurde die Schrift bei sehr schlechter Handschrift gebührend berücksichtigt.

Beim Rechnen wurde im allgemeinen nur mit richtig oder falsch gewertet. Doch konnte es vorkommen, daß bestimmte Rechenvorteile angewandt wurden, die eine unterschiedlichere Bewertung zuließen. Selbstverständlich wurde ein Unterschied zwischen Flüchtigkeitsfehlern (oder geringen Additionsfehlern usw.) und schwerwiegenden grundlegenden Fehlern gemacht, die ein einwandfreies Verständnis vermissen ließen. War der Gang der Lösung richtig, so sah man trotz falschen Endergebnisses von einer mangelhaften Beurteilung ab. Unfähigkeit im Prozentrechnen wurde strenger geahndet als z. B. Flüchtigkeit beim Abstreichen von Dezimalstellen. Auch hier war wieder eine Höchstpunktzahl festgesetzt, die eine allgemeine gerechte Bewertung aller Klassen ermöglichte.

Bei den Situationsaufgaben „führten viele Wege nach Rom“. Es kam in erster Linie auf die richtige und schnelle Erfassung und eine klare präzise Ausdrucksweise an. Die erste Aufgabe betraf des Auftrages über 100 000 RM. ist von mir so gelöst worden, daß ich die zuständige Bank beauftragte, durch Kabel bei ihrem Korrespondenten in Südamerika anzufragen, ob das Geschäft ohne großes Risiko eingegangen werden könne. Bei Aufgabe b) der Situationsaufgaben bleibt nur der Klageweg auf

Zahlung übrig, da die Ware im Besitz des Kunden ist. Man wird natürlich versuchen, gegen Zessionen oder sonstige Surrogate (Wechsel, Effekten) zum Ziele zu kommen. Wenn aber alles erfolglos sein sollte, wird der Eigentumsvorbehalt geltend gemacht, am zweckmäßigsten nach Ablegung des Offenbarungseides. Mit dem Gesetz der Überführung weiblicher Arbeitskräfte in den Haushalt konnte der Hinweis auf eine Freiverwendung von Arbeitsplätzen für die männlichen Volksgenossen gemacht werden. Daß bei der zusätzlichen Einstellung von Hausgehilfinnen Prämien seitens des Staates gezahlt werden, dürfte inzwischen wohl auch hinreichend bekannt sein.

Bei der Bewertung dieser Lösungen und Antworten mußte der Grad der Auffassungsgabe, die Entschlußfähigkeit sowie Erfahrung und Geschäftsbefähigung geprüft werden. Schablonenmäßig waren die Aufgaben nicht zu lösen. Mehrere Lösungen können richtig sein. Neben der Richtigkeit der Lösung wurde auf den stilistischen Ausdruck, Orthographie sowie Interpunktion gesehen. Jede Aufgabe wurde einzeln bewertet, die Gesamtpunktzahl wurde durch die Anzahl der Fragen dividiert, wodurch das Durchschnittsergebnis für Situationsaufgaben festgestellt werden konnte. Im folgenden seien noch zwei Beispiele aus dem Reichsausscheidungskampf (höchste Leistungsklasse) mit Musterlösungen angeführt:

1. „Die Tür fliegt auf. Ein Arbeiter kommt herein, der sich an der rechten Hand zwei Finger abgesägt hat, weil er durch ‚Feuermeldung‘ abgelenkt worden war. Zu gleicher Zeit zeigt sich eine starke Rauchbildung im nachbarlichen Wohnhause, wo viele Familien wohnen. Zwei brennende Situationen. Es ist niemand weiter da. Was soll ich zuerst tun? Zuerst die Feuerwehre durch telefonischen Anruf benachrichtigen oder erst den Verwundeten verbinden?“

Lösungsbeispiel: „Dem Verletzten würde ich sofort ein Stück saubere sterilisierte Mullbinde um die verwundete Hand legen, dann als erstes die Feuerwehr alarmieren, da diese bestimmte Zeit bis zum Eintreffen an der Brandstelle braucht und mehrere Menschen mit Hab und Gut in Gefahr sind. Darauf würde ich dem Arbeiter einen Notverband anlegen und ihn zum Arzt bringen oder den letzteren ebenfalls fernmündlich herbeiholen.“

2. „Wir erhalten von der Firma E. M. in Pl. aus Vesehen einen Posten leicht verderblicher Waren. E. M. ist ein guter Kunde von uns. Wir wollen der Firma keine Unannehmlichkeiten bereiten. Was tun wir?“

Lösung: „Wir verständigen die Firma in Pl. fernmündlich und erklären uns bereit, die Ware für sie versteigern zu lassen, wenn sie uns nicht beauftragt, diese einem ihrer Kunden am Ort zu übermitteln. Die Versteigerung hätte durch einen Gerichtsvollzieher oder durch einen anderen zu diesem Amt befähigten Beamten öffentlich zu erfolgen. Zeit und Ort der Versteigerung sind öffentlich bekanntzugeben.“

Die Frage nach dem Kapital der G. m. b. H. und der Aktiengesellschaft stellte Ansprüche an das Wissen um handelsrechtliche Dinge, die sehr interessant sind und im Leben sehr zweckdienlich sein können, vor allem bei Zivilprozessen. Ein guter Kaufmann darf nie versäumen, in jeder Lage seinen Gesichtskreis in der rechtlichen Materie zu erweitern.

Mindestkapital bei der G. m. b. H.	20 000 RM.
Mindestkapital bei der A.-G.	50 000 RM.
Mindestzahl der Gesellschafter bei der G. m. b. H.	2
Mindestzahl der Gesellschafter bei der A.-G.	5

Eine weitere Situationsaufgabe des Ausscheidungskampfes stammte aus der Sozialpolitik: „Unter welchen Voraussetzungen fällt für Gehaltsempfänger ab 1. April 1934 die Arbeitslosenhilfe weg?“

Musterlösung: „Wenn der Gehaltsempfänger unter 100 RM. monatlich verdient, oder bei mehr als 100 RM. monatlichem Einkommen, aber weniger als 500 RM., mindestens 1 Kind hat, oder wenn er 3 und mehr Kinder hat, bei Einkommen jeglicher Höhe. Voraussetzung ist, daß für die Kinder auch noch die Kinderermäßigung im Sinne des Einkommensteuergesetzes in Betracht kommt.“

Aus Raumangel möchte ich die Buchhaltungsaufgabe (Eröffnungsbilanz und -buchungen) nicht weiter anführen. Doch möchte ich an den Antworten der wirtschaftspolitischen Fragen nicht vorbeigehen, die den Zweck des Reichsnährstandsgesetzes und das Verhältnis der Parole „Stärkung des Binnenmarktes“ zur Ausfuhr betreffen.

1. Beispiel der ersten Lösung: „Die Reichsregierung bezweckt, die Landwirtschaft bewußt aus dem Getriebe der übrigen Wirtschaft herauszuheben und für das Bauerntum eine eigene Wirtschaftsverfassung zu schaffen. Das Gesetz bedeutet nicht die bloße Anwendung neuer Mittel, sondern eine vollständige Änderung der Grundauffassung und der Ziele. Es ermächtigt den Reichsernährungsminister, die Erzeugung, den Absatz und die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse so zu regeln, wie es das Gemeinwohl erfordert. Der Grundgedanke ist: Den Rechten des Bauern stehen auch Pflichten gegenüber. Die Pflicht des Reichsnährstandes ist, die Nation so reichlich, so gut und so billig wie möglich mit Nahrung zu

* Vgl. „Das Wort“ September 1934, Seite 429/30.

versorgen. Sein Recht ist, hierfür Preise zu erhalten, die ihm ein gesundes Dasein ermöglichen."

2. Zweites Lösungsbeispiel: „Die Parole, Stärkung des Binnenmarktes, wurde im Sinne der einheimischen Landwirtschaft aufgeworfen. Der Städter soll dadurch erzogen werden, in erster Linie deutsche Butter, deutsche Eier, deutsches Obst usw. zu verbrauchen. Es schadet nichts, wenn der Städter dann dem deutschen Bauern beispielsweise für 100 Millionen RM. Butter mehr abkauft und dem ausländischen Bauern entsprechend weniger. Der deutsche Bauer hat ja hierdurch wieder mehr Kaufkraft und kann der Industrie für 100 Millionen RM. mehr Waren abnehmen. Er wird vermutlich andere Waren abnehmen, aber der gesamte Absatz der Industrie wird dadurch nicht geringer. Hinzu kommt noch, daß der inländische Kunde besser und sicherer ist als der ausländische, der uns durch Zollschranken usw. leichter verlorengehen kann."

Die weltanschauliche Schulung, die nicht nur den Jungkaufmann als Kopfarbeiter, sondern auch den Jungarbeiter der Faust auf dem Gebiete der Staatsbürgerkunde prüfen sollte, berührte sämtliche aktuellen Probleme der Gegenwart. Man mußte die Gesetzgebung des nationalsozialistischen Deutschlands während seines einjährigen Bestehens schon aufmerksam verfolgt haben, wollte man Antwort geben auf die Frage nach den sechs wichtigsten Gesetzen, die bis zum Reichsberufswettkampf geschaffen worden waren. (Zwei Gesetze zur Verminderung der Arbeitslosigkeit, das Gesetz über Reichsautobahnen, das Arbeitsordnungsgesetz, das Reichsstatthaltergesetz, das Gesetz zur Herstellung des Berufsbeamtentums, das Gesetz zur Hebung der Kaufkraft.) Nur eine gründliche Kenntnis des nationalsozialistischen Gedankengutes sowie allgemeines Interesse an internationalen Zusammenhängen der Politik machten es möglich, sich wortig über Monarchie oder Republik, Rüstungsfrage, Donauraumkomplex, der zur Zeit wieder stark in Erscheinung tritt, Kolonialfragen usw. treffend zu äußern. Gerade diese Dinge, die den jungen Deutschen neben seinem Fachgebiet interessieren müssen, sind vor allem für den Kaufmann sehr wichtig, weil er den Blick auf Totalität richten und als Exportkaufmann in fernen Ländern über die Richtung der internationalen Politik orientiert bleiben muß.

Von der Staatspolitik führt zur Wirtschaftspolitik ein gerader Weg. Muß es doch der Staat als seine vornehmste Aufgabe ansehen, die materiellen Voraussetzungen für sein Volk zu erhalten. Und der Exportkaufmann, der für die Ausfuhr das wichtige Bindeglied ist, schafft seinem Vaterlande als Notwendigkeit für unsere Industrie durch Bewerkstelligung des Absatzes Arbeit und Brot. Da heute für uns das Problem Export äußerst akut ist, war es sehr zweckmäßig, gerade diese Fragen zu berühren. Der junge Kaufmannslehrling, der mit diesen Dingen täglich zu tun hat, muß sich mit diesen Gedankengängen über Notwendigkeiten des Exports zwangsläufig befassen. Natürlich konnte man sich nicht in langatmigen Ausführungen ergehen. Kurz, aber präzise konnte die Antwort lauten auf die Frage: „Weshalb neigt die deutsche Handelsbilanz zur Passivität?"

„Weil unser Export durch alle erdenklichen Schwierigkeiten behindert wird und deshalb sinkt und durch die Ankurbelung vieler Wirtschaftszweige ein erhöhter Bedarf an teils nur im Ausland erhältlichen Rohstoffen eintrat."

Auf die Frage nach dem Zwang zum Export: „Deutschland ist auf Export angewiesen. Es muß wenigstens so viel ins Ausland liefern, wie notwendig ist, um die erforderliche deutsche Rohstoffeinfuhr damit zu decken." Auf die Frage nach der Wirkung des neuen Kartellgesetzes im Gegensatz zur bisherigen Kartellpolitik: „Liberalistische Methoden sollen unterbunden werden, die nur in monopolistischer Preispolitik (Preissteigerungspolitik) den Sinn echter Kartellwirtschaft sehen. Der Reichswirtschaftsminister hat in solchen Fällen neben dem Aufsichtsrecht auch ein Eingriffsrecht."

Der deutsche Aufsatz berührte die sozialpolitische Gesetzgebung: „Was bezweckt die Reichsregierung mit dem Gesetz zur Erhaltung und Hebung der Kaufkraft?"

Folgende Gesichtspunkte mußten Erwähnung finden: Alle Finanzgebahrungen juristischer Personen des öffentlichen Rechts sowie ähnlicher Verbände und Organisationen, die darauf hinauslaufen, Beiträge von Volksgenossen zu erheben, die einer zusätzlichen Besteuerung gleichkommen, müssen unterbunden werden. Denn sonst wären die Folgen:

- geringeres Einkommen,
- geringere Kaufkraft,
- geringerer Umsatz der deutschen Wirtschaft,
- Produktionsdrosselung,
- geringere Steuereinkommen,
- erhöhte Aufwendungen für Arbeitslosenhilfe usw.

Der Abschnitt II des Gesetzes macht die Berechtigung zur Erhebung von Spenden von der Genehmigung des Stellvertreters des Führers abhängig (Ausnahme: karitative Spenden). Während im zweiten Abschnitt die Verringerung des Einkommens vermieden werden soll, bezweckt der dritte Abschnitt, das Einkommen zu vergrößern, und zwar durch Herabsetzung bzw. Befreiung von den Abgaben zur Arbeitslosenhilfe. Die Detaillierung dieses dritten Absatzes will ich mir sparen, ist sie doch durch Pressmeldungen hinreichend und zur Genüge bekannt. Durch diese soziale Maßnahme wird den Steuerpflichtigen in erheblichem Umfange eine Steigerung des Konsums ermöglicht, der seinerseits wieder die Produktion belebt und ver-

stärkt und so den Kreislauf in der Wirtschaft beschleunigt. Durch erhöhte Produktion wird erzielt Verminderung der Arbeitslosigkeit, Mehraufkommen an Steuern, Sozialversicherungsbeiträgen, Verminderung der Ausgaben für Arbeitslosenunterstützung, die den Ausfall an Arbeitslosenbeiträgen sicherlich ausgleichen bzw. sogar übertreffen.

Im folgenden sei auf die Fachschaftsfragen näher eingegangen. Die Antwort auf die Frage, die Aufschluß über die Maßnahmen zum Schutz des Einzelhandels geben soll, könnte so lauten: „Das NS.-Arbeitsprogramm kommt in stärkstem Maße dem Einzelhandel zugute. Die Reichsregierung hat auch Gesetze für den Einzelhandel erlassen, die ihn sehr begünstigen: das Gesetz zum Schutze des Einzelhandels, das Wettbewerbsgesetz, das Zugabeverbot, das Gesetz zur Regelung der Preisnachlässe, die Verordnungen über Preisfalscherei, die Sonderbestimmungen für Einheitspreisgeschäfte, Warenhäuser usw."

Die Aufgabe der Fachgruppe Großhandel, die die Maßnahmen gegen die Konkurrenz bei Verringerung des Warenumsatzes behandelt, geht unmittelbar in die Praxis. Es mußte festgestellt werden, ob die Ware der Konkurrenz gleichwertig in bezug auf Qualität ist. Wenn dies nicht der Fall sein sollte, müßten die Reisenden der Firma zur weiteren Information für die Kundschaft davon Kenntnis erhalten. Unter Umständen könnte meine Firma auch die mindere Ware zu billigerem Preis liefern. Ist die Ware gleich gut, prüfe ich die Kalkulation nach, ob der Einkaufspreis zu hoch ist oder ob der Unkosten- bzw. Gewinnaufschlag zu hoch ist. Vielleicht wähle ich auch eine andere Herstellerfirma oder versuche, die Höhe der Unkosten zu vermindern.

„Was muß man von der Bedeutung des Lagerumschlages auf Kalkulation und Preis wissen?"

Antwort: „Größerer Warenumschlag verringert die Zinsen, verteilt die Unkosten auf höhere Beträge und verbilligt die Einkaufspreise durch die Möglichkeit, sich mit größeren Mengen eindecken zu können."

Als Hauptabgabengebiete für die Produkte der deutschen chemischen Industrie kommen die Niederlande, Großbritannien, USA. und die Schweiz in Betracht.

Einige Fragen aus der Fachgruppe Banken und Sparkassen beanspruchen allgemeines Interesse. Sie mögen deshalb hier angeführt sein.

„Was sind Scrips?" „Was ist eine Höchstbetragshypothek?"

„Was ist der Unterschied zwischen Personal- und Real-kredit?" „Was ist und wie oft erscheint der Reichsbankausweis?"

Diese wirtschaftlichen Fragen, die sowohl das Gebiet des Exports als auch des Kredits und des Rechts sowie der Währungspolitik betreffen, setzen schon ein gut Stück volkswirtschaftlicher Schulung für ihre Beantwortung voraus:

„Scrips sind Anteilscheine der Deutschen Konversionskasse für Auslandschulden."

„Eine Höchstbetragshypothek ist eine Sicherungshypothek, bei der lediglich der Betrag festgesetzt wird, bis zu dem einschließlich aller Zinsen und Kosten das Grundstück für die Forderungen des Gläubigers haftet."

„Bei einem Personalkredit ist das Gewicht auf die Vertrauenswürdigkeit und Zahlungswilligkeit des Schuldners, beim Realcredit auf den Wert und das Rangverhältnis der zur Verpfändung angebotenen Grundstücke zu legen."

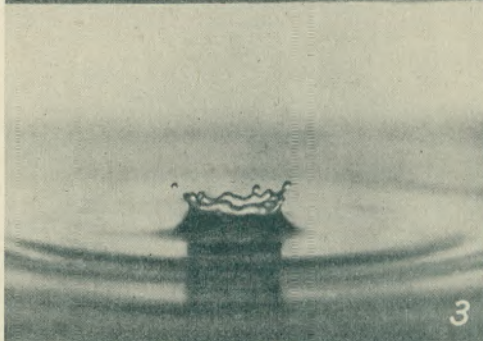
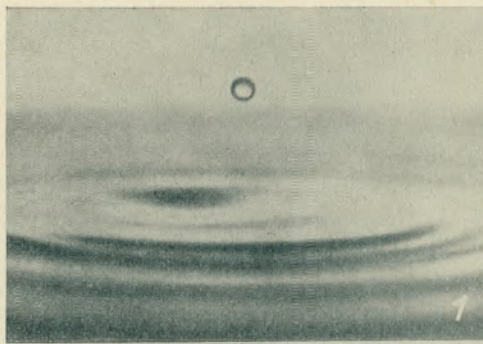
„Der Reichsbankausweis erscheint wöchentlich und ist eine abgeklärte Zwischenbilanz der Reichsbank, aus der jeweils der Notenumlauf und die Kapitalanlage der Reichsbank und die Notendeckung in Gold und Devisen zu ersehen sind."

Die Auswahl aus den verschiedensten Stoffgebieten läßt deutlich erkennen, daß die heutige Schulung des kaufmännischen Berufsnachwuchses nicht im rein Fachlichen stehenbleiben soll. Die Erziehung der Jungkaufleute muß darüber hinauswachsen, der Blick muß sowohl für die wirtschaftliche als auch für die weltanschaulichen Probleme geschärft werden. Der Kaufmann, der in der Ausfuhr als Pionier deutscher Qualitätsware an führender Stelle steht, muß sogar auf die politische Entwicklung und die Währungstendenzen anderer Länder ein wachsam Auge haben. Es kommt darauf an, und dazu war der Reichsberufswettkampf ein Markstein in dieser Entwicklung, daß weitblickende Kaufleute herangebildet werden. „Wissen ist Macht", das ist der Grundsatz, der auch heute noch seine Berechtigung hat, zwar kein totes Wissen, sondern das Wissen um die Dinge, die für das Leben des Volkes in seiner Totalität ungeheuer wichtig sind.

Und so dürfen die kaufmännischen Lehrlinge, die in diesem Jahre den Ersten Reichsberufswettkampf mitgemacht haben, nicht aufhören mit der Arbeit an sich selbst. Es gilt weiterzustreben, damit das Grundprinzip der Leistung „Jedem das Seine" eindeutige Gestaltung erfährt. Und für die Lehrlinge und Junggehilfen, die 1934 noch nicht dabei waren, heißt es, alle Kräfte anzuspannen und jede auch noch so geringe Möglichkeit nicht unausgenutzt zu lassen zur weiteren Fortbildung und Erweiterung des eigenen Gesichtskreises. Die Übungsfirmen der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft, die auf diesem Gebiet die Hauptarbeit verrichten, begrüßen jeden neuen Mitarbeiter und heißen ihn herzlich willkommen. So muß die Parole für den Zweiten Reichsberufswettkampf 1935 jetzt heißen, sofort mit den Vorbereitungen zu beginnen unter dem Motto:

„Bindet den Helm fester!"

Ein Wassertropfen fällt!

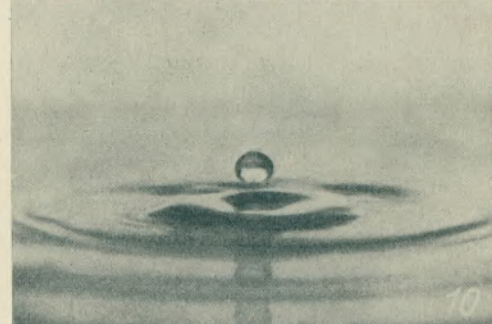
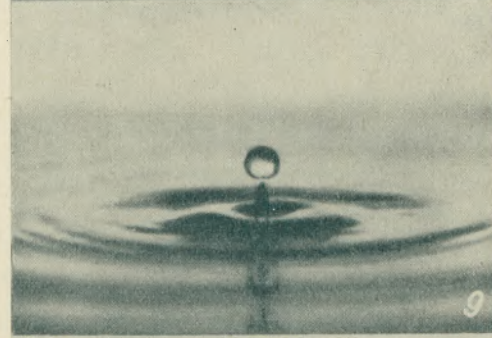
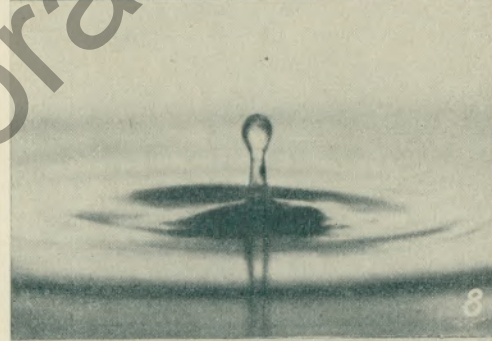
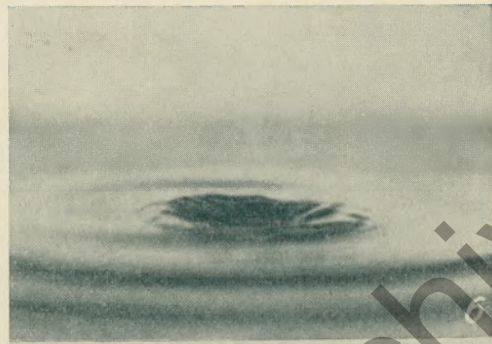


Der Freund von Sport- und Kulturfilm hat es früher oft bedauert, wenn bei sportlichen Höchstleistungen, wie Eiskunstlauf, Tennisturnieren oder Hindernisritten, aber auch bei Darbietungen aus dem Tierleben die harmonische Schönheit der Bewegungen durch den raschen Bildablauf von dem entzückten Auge nicht genug erfasst werden konnte. Die ersten Versuche, diesem Mangel abzuweichen, indem man durch Bilddehnung eine künstliche Verlangsamung der Bewegungen herbeiführte, riefen zunächst noch beim Publikum Heiterkeit hervor. Auf den Zuschauer wirkte eben anfangs die Neuartigkeit solchen im Leben sonst nicht möglichen Sehens befremdend und unwirklich, so daß man derartige Vorgänge komisch fand und darüber lachte.

Inzwischen hat man sich längst an diese Zauberei der Kamera gewöhnt, und die Zeitlupenaufnahmen sind heute bereits zu einem feststehenden Begriff geworden. Dieses technische Filmwunder ist jetzt hochgeschätzt, verdanken wir ihm doch die Möglichkeit, alle Einzelheiten und Schönheiten von Bewegungen zu studieren und auszukosten. Manche Bewegungsvorgänge, die wir im Leben unbeobachtet ließen, enthüllen uns nun ihre eigentliche Natur und rufen dadurch unser regstes Interesse wach. Erst die Zeitlupe vermittelt uns den Eindruck von der gewaltigen Muskelanspannung und ihrer richtigen Anwendung beim Sprung und die große Kunstfertigkeit, die sich in jedem einzelnen Tanzschritt einer meisterhaften Läuferin offenbart. Bei dieser Kunst, aber auch beim Tennisspiel ist die Zeitlupe ein untrüglicher Beobachter, der jeden Fehler genau registriert. Darüber hinaus wird sie bei vielen Sportarten durch Vorführung von Meisterleistungen zum Lehrmeister ungezählter Tausender.

Auch die Wissenschaft hat sich seit langem die praktische Erfindung nutzbar gemacht. Für sie bedeutete das Sichtbarmachen von Bewegungsvorgängen, die bis dahin durch ihren raschen Ablauf für das Auge in ihren Einzelheiten nicht wahrnehmbar waren, eine unschätzbare Bereicherung. Der Schlüssel zu einer Geheimwelt war damit gefunden, und heute läßt es sich noch gar nicht übersehen, welche Resultate die neuartige Forschungsweise zeitigen wird.

Die Kamera sieht mehr als das Auge! Wer hätte je gedacht, daß ein so belangloser Vorgang, wie der Fall eines Wassertropfens ins Wasser, einen komplizierten Entwicklungsprozeß darstellt, der in seiner Gesetzmäßigkeit der Wissenschaft interessante Aufschlüsse gibt. Wie unsere Bilder zeigen, löst sich ein Wassertropfen beim Auftreffen auf die Wasseroberfläche keineswegs sogleich auf und vermischt sich mit dem Ganzen. Aus einer Bilderreihe von 300 Bildern, die in einer Sekunde aufgenommen wurden, stellen diese Bilder die zehn charakteristischen Phasen eines Tropfenfalles dar. Mit aller Deutlichkeit nehmen wir wahr, wie der auf der ersten Aufnahme wie eine geschlossene Kugel über der Wasseroberfläche schwebende Tropfen auf



dem zweiten Bild durch sein Aufschlagen einen Trichterrand gebildet hat, der sich auf den folgenden Bildern immer mehr verbreitert. Nachdem der Rand auf dem sechsten Bild jedoch völlig in sich zusammengefallen ist, sehen wir zu unserem größten Erstaunen auf den restlichen Aufnahmen einen Vorgang, der uns bisher nicht bekannt gewesen ist. Der Tropfen bildet sich nämlich in dem von ihm hervorgerufenen

Trichter noch einmal und steigt, indem er seine vorherige Kugelgestalt für den Bruchteil einer Sekunde wiedererhält, nochmals ein wenig über die Wasseroberfläche auf, bevor er sich endgültig mit ihr vereint. Das ist nur eines von den unzähligen Beispielen wissenschaftlicher Anwendung der Zeitlupe, aber gerade die Nichtigkeit seines Gegenstandes beweist uns die unendlichen Möglichkeiten ihrer Anwendung.

Das Leben als Uhr.

Von Dr. Emil Lenk.

Siebzig Schläge vollführt ein gesundes Herz in der Minute, es zieht sich siebzigmals in dieser Zeit zusammen, um gleich oft zu erschlaffen, so daß eine Herzzuckung weniger als eine Sekunde beträgt. Die Gleichmäßigkeit, mit der unser Herz seine Aufgabe erfüllt, das Blut im Umlauf zu bringen und dadurch alle Organe mit diesem „ganz besonderem Caste“ zu versorgen, wurde nicht mit Unrecht oft mit einer Uhr verglichen. Dieser Vergleich ist aber nicht ganz richtig, da man die Feder einer Uhr in regelmäßigen Abständen immer wieder aufziehen muß, während der zuckende Muskel in uns, das Herz, sich mit jedem Schläge aufs neue selbsttätig „aufzieht“.

Auch unsere Atembewegungen erfolgen in regelmäßigen Abständen. Wir atmen den lebenswichtigen Sauerstoff ein, atmen Kohlenäure als Schlacke aus und vollführen gewöhnlich diese Atembewegungen etwa zehnmal in der Minute. Während aber die Herzzuckungen willenlos verlaufen, können wir die Atembewegungen durch unseren Willen leicht beschleunigen oder verzögern, wenn es etwa gilt, gute Luft zu schöpfen oder das Einatmen von Staub zu vermeiden. Im allgemeinen jedoch kümmern wir uns um die Atembewegungen nicht und atmen, ohne darauf zu achten, dauernd ruhig, in gleichmäßigem Tempo weiter.

Trotz dieser Selbstverständlichkeit haben sich manche Forscher die Frage vorgelegt, worauf die Regelmäßigkeit der Atembewegungen beruhe. So fanden sie, daß bestimmte Nerven die Atembewegungen beeinflussen, die ihren Ursprung im „verlängerten Mark“ haben, das zwischen Gehirn und Rückenmark eingeschaltet ist. Es ist nun höchst merkwürdig, daß ein Abfall des Stoffwechsels, die vorerwähnte Kohlenäure, das verlängerte Mark, auch Atemzentrum genannt, reizt und so die Ursache der Atembewegungen ist. Den Beweis dafür kann jeder an sich selbst ausführen. Durch angestrengte willkürliche Atembewegungen entfernt man die gasförmige Kohlenäure aus dem Blut und gelangt so zu einem Zustand, in dem die Atembewegungen vollkommen aufhören, bis sich in den Organen wieder so viel Kohlenäure gebildet hat, daß damit die Erregungen auf das Atemzentrum erfolgen können. Wenn zum Beispiel bei bestimmten Krankheits- oder Vergiftungsfällen eine lähmungsartige Schwächung des Atemzentrums eintritt, so bläst man dem Menschen Sauerstoff in die Luftröhre ein, ohne daß eine einzige Atembewegung erfolgt. Manche Forscher sprechen sogar die Ansicht aus, daß die Kohlenäure auch die Herzbewegungen verursache, wodurch bewiesen wäre, daß die Kohlenäure gar kein Abfallprodukt des Lebensprozesses ist, sondern der wichtigste Stoff zur Erhaltung der gleichmäßigen Bewegungen des Herzens und der Atmung.

Man wird bei Kenntnis dieser Sachlage sofort ganz richtig fragen, wie es denn diese Bewegungen in bestimmten Abständen erfolgen, obwohl sich doch dauernd Kohlenäure im Blute befindet und die Erregungen dadurch ununterbrochen erfolgen müßten. Der Anreiz geschieht also ohne Rhythmus, die Bewegungen des Herzens und der Atmung sind aber rhythmisch, das heißt: an eine Arbeitsperiode schließt sich eine Ruheperiode an. Wir wissen leider nichts Näheres darüber und müssen diese Tatsache als Grundeigenschaft der nervösen Regelungsapparate hinnehmen. An einem anderen Versuch, den jedermann vornehmen kann, läßt sich zeigen, wie bestimmte Nerven ebenfalls über einen genau festgelegten Rhythmus verfügen. Kigeln Sie einmal ihren Hund am Bauch oder an der Lende, und Sie werden sofort sehen, daß er sich in

einem bestimmten Rhythmus kräft, und zwar etwa viermal in der Sekunde. Diesen genauen Rhythmus hält nicht nur Ihr, sondern jeder Hund ein, und er ändert ihn auch nicht, wenn Sie ihn noch so lange oder noch so stark kigeln.

Ein ungleich schnellerer Rhythmus erfolgt in den Muskeln, wenn wir sie durch unseren Willen, etwa beim Ballen der Faust, zur Verkürzung zwingen. Es entstehen im Muskel dabei elektrische Schwankungen, Ströme, die sehr rasch entstehen, wieder vergehen, und die man mit empfindlichen Apparaten messen, ja sogar photographieren kann. So bilden sich bei jeder Zusammenziehung eines Muskels durchschnittlich fünfzig elektrische Stromschwankungen in der Sekunde. Wenn wir also die Faust ballen oder andere Muskeln verkürzen, so erfolgt die Zusammenziehung der Muskeln nicht dauernd und gleichmäßig, sondern es wechseln Zusammenziehungen und Wiedererschaffungen der einzelnen Muskelfasern, aus denen jeder Muskel zusammengesetzt ist, äußerst rasch, fünfzigmal in der Sekunde, ab. Die Muskelverkürzung jedoch erscheint gleichmäßig, weil der Muskel als Ganzes nicht die Zeit findet, sich in gleich schnellem Rhythmus zu verkürzen und wieder zu erschaffen.

In einem genauen Rhythmus verlaufen auch Schlaf und Wachen, also Ruhe und Bewegung. Der Mensch hat eine etwa acht Stunden währende Ruheperiode, und er wacht dann etwa sechzehn Stunden lang. Nicht alle Tiere zeigen diese Eigenschaft. Da gibt es Tiere, die man monophasische nennt, mit einer langen Wach- und einer langen Ruhezeit, wie Vögel, Schlangen, Fische und Fliegen. Dann gibt es im Gegensatz dazu polyphasische Tiere mit häufigen Ruhe- und Bewegungsperioden, wie Mäuse und Kaninchen, die im Verlaufe von vierundzwanzig Stunden sechzehn bis einundzwanzig Schlaf- und Wachperioden haben. Die Verteilung von Schlaf und Wachen steht bei der ersten Gruppe der Tiere mit dem Sonnenstand im engsten Zusammenhang, denn sie schlafen zumeist von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang. Mäuse und Kaninchen aber zeigen innerhalb vierundzwanzig Stunden eine regelmäßige Verteilung von kurz dauernden und gleich großen Bewegungs- und Ruheperioden. Andere polyphasische Tiere, wie Rüsselschabe, Flußkrebs, Regenwurm, Weinbergschnecke, Tanzmaus und Ratte, haben jedoch während des Tages bloß wenige und ganz kurz dauernde Wachperioden, in der Nacht hingegen mehrere und länger währende. Alle diese polyphasischen Tiere ruhen oder bewegen sich unabhängig vom Sonnenstand, und wir wissen noch nicht, wovon ihr Schlaf- und Wachbedürfnis beherrscht wird. Diese Vorgänge verlaufen aber so genau, daß sogar die beiden Teile eines durchschnittlichen Regenwurmes die gleichen Ruhe- und Bewegungsperioden haben wie das ganze Tier.

Der periodische Wechsel von Tag und Nacht beeinflusst auch das Leben der Pflanzen, denn auch sie schlafen und wachen abwechselnd. So steigt auch die Geschwindigkeit des Wachstums nach Mitternacht an und verzögert sich nach der Mittagsstunde. Dieser Unterschied im Wachstum besteht sogar dann noch wochenlang weiter, wenn man die Pflanzen bei völliger Dunkelheit und bei gleichmäßiger Temperatur hält.

So finden wir in der gesamten Natur rhythmische Vorgänge, die oft genauer ablaufen als die beste Uhr. Alle diese auffälligen und geheimnisvollen Erscheinungen haben stets die Wißbegierde der Menschen erregt, seitdem sie überhaupt begonnen hatten, den Rätseln des Lebens und Sterbens nachzugröbeln.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Im deutschen Land Südwest.

Aus einem Aufsatz des bekannten Schriftstellers Lic. Dr. phil. Paul Rohrbach, München, in der „Zeitwende“, München. Dr. Rohrbach war 1903 bis 1906 Kommissar für Ansiedlungswesen in Deutsch-Südwestafrika. Von seinen Büchern nennen wir: „Das Deutschum über See“, „Aus Südwestafrikas schweren Tagen“, „Die Länder und Völker der Erde“.

„Südwest“ — dieser abgekürzte Ausdruck für unser altes Schutzgebiet Südwestafrika wird im Lande stets gebraucht, und er war auch in der Heimat üblich geworden, während uns das Land gehörte. Politisch ist es uns durch den Krieg verlorengegangen, und durch allerlei gewaltsame und künstliche Maßnahmen ist das Deutschum hier eine Minderheit geworden. Alles Tüchtige aber, alles, was überhaupt geschaffen ist, ist von alters her deutsch.

Südwestafrika ist erstens Hochland, zweitens Steppe, teils mit, teils ohne Baumwuchs, drittens ohne dauernd laufende Flüsse. Die beiden Grenzflüsse, der Oranje im Süden und der Kunene im Norden, kommen für das übrige Land nicht in Betracht. Auch die Zahl der Quellen ist ganz gering. Es gibt überhaupt kein Oberflächenwasser in nennenswerter Menge. Nach Abzug der Namib bleibt eine besiedlungsfähige Fläche etwa von der Größe Deutschlands übrig. In der Namib kann niemand wohnen, außer wenn, wie bei den Lüderitzbucher Diamantenfeldern, Wasser und Lebensmittel von weither herangebracht werden. Im übrigen Land ist die natürliche Methode der Siedlung eine extensive Farmwirtschaft, die sich der Wasserarmut und den von Europa weit abweichenden Verhältnisse anpaßt und darum große Flächen erfordert. Gemäß dem von Norden nach Süden abnehmenden Reichtum an Gras und Futterbüschen genügen im Bezirk Grootfontein, wo ich augenblicklich verweile, einige tausend Hektar Weideland; im Hereroland, dem mittleren Teil von Südwest, halte ich es für einen Fehler, unter 8000 bis 10 000 Hektar herabzugehen. Schon die alte deutsche Verwaltung war im Irrtum, als sie, um die Zahl der Ansiedler zu vergrößern, nach dem Ende des Eingeborenenaufstandes, 1906, die Farmen im Hereroland möglichst nur auf 5000 Hektar bemess. Im Südgebiet, dem Namalande, muß man durchschnittlich 20 000 Hektar auf die Farm rechnen. Landauf, landab Hunderte von Kleinsiedlungen mit gartenmäßiger Kultur in Südwestafrika anzulegen, wie es sich allzu eifrige Siedlungsfreunde in der deutschen Landesverwaltung vorstellten, hat sich als unmöglich erwiesen. Ich hatte das vorausgesehen und deshalb früher vorgeschlagen — von 1903 bis 1906 war ich als beamteter Kommissar für das Siedlungswesen und als Vorsitzender der Kommission für die Entschädigung der Farmer nach den Aufstandsverlusten in Südwest tätig —, die Normalgröße der Farmen im Hereroland auf 10 000 Hektar zu bemessen. Trotzdem wurde die 5000-Hektar-Norm befolgt und entgegen meiner Warnung vor dem voraussichtlichen Mißerfolg mit der forcierten Kleinsiedlung zu viele Stellen vermesen und zu viele Leute angesetzt. In Osana bei Otahandja sind von vierzig Stellen neun übriggeblieben, die dadurch gesund wurden, daß die jetzigen Besitzer die übrigen Grundstücke, soweit sie Wasser hatten, aufkauften. Am Waterberg waren über hundert Stellen vermesen. Reichlich Wasser hatten nur einige wenige, und die Mehrzahl von diesen hat ein benachbarter Großfarmer aufgekauft.

Nimmt man für das ganze Gebiet die Durchschnittsgröße der Farmen mit 10 000 Hektar an, so geben die 50 Millionen Hektar brauchbaren Farmlandes 5000 Farmeinheiten.

Doch wenn der Leser nun fragen wollte: Was? Nur 5000 Farmwirtschaften auf einem Raum so groß wie Deutschland? Was ist dann das ganze Südwestafrika wert? Lohnt es überhaupt, sich für das Land zu interessieren?, so wären diese Fragen voreilig. Denn erstens gibt es außer dem Weideland und Futterbusch in Südwestafrika auch Mineralien. Daß der Abbau der Diamantfelder im Lüderitzbucher Bezirk jetzt stillgelegt ist, ist keine Notwendigkeit, auch nicht mit Rücksicht auf die gegenwärtige Schwäche des Marktes für Schmuckdiamanten, sondern es ist ein Beweis für die Unüberlegtheit, die Patronage und den Mangel an Sachkenntnis, mit der die Mandatsverwaltung wirtschaftet. Wäre dem nicht so, so könnten auch jetzt große Einkünfte aus den Lüderitzbucher Diamanten gezogen werden, die Farmer hätten Absatz und die Eingeborenen im

Obamboland hätten Beschäftigung. Außerdem gibt es Kupfer in der großen, jetzt gleichfalls stillgelegten Mine von Tsumeb, sehr wahrscheinlich auch an anderen, noch nicht näher untersuchten Fundstellen. Auf Gold wird jetzt in der Mitte des Landes, nicht weit von Rehoboth, geschürft. Zinn ist gleichfalls vorhanden und lohnt bei normalen Preisen den Abbau. Im übrigen kann noch keine Rede davon sein, daß man ein Urteil über die tatsächlichen Mineralreichtümer von Südwest hätte.

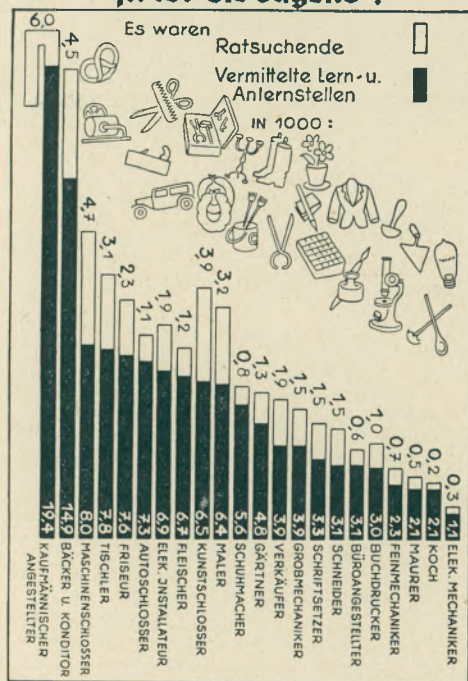
Indes, lehren wir zurück zur Farmwirtschaft! 5000 Farmen bedeuten, wenn man auf die entwickelte Farm an Familienangehörigen und weißen Hilfskräften im Durchschnitt zehn Köpfe rechnet, eine weiße Bevölkerung von fünfzigtausend Menschen. Wirtschaftlich, als Konsumkraft für heimische Erzeugnisse, sind diese fünfzigtausend natürlich viel mehr als fünfzigtausend Heimatbewohner, beliebig aus der Bevölkerung gemischt. Eine entwickelte Farm verlangt alle möglichen Einrichtungen maschineller Art, Motoren, Pumpen, Windräder, Leitungsröhre, Saugdraht, Werkzeuge zum Bau von Staudämmen, Zement usw. Wo aus dem Staudamm ein Garten oder ein Luzernefeld berieft wird, sind auch Acker- und Gartengeräte nötig. Allein der Metallvorrat, der in einer südafrikanischen Farm steckt, ist enorm, dazu das Sprengmaterial für den Brunnenbau, Bohrapparate, Wellblech. Zu den fünfzigtausend Farmbewohnern mögen, wenn die Wirtschaft eines Landes wie Südwest voll aufgebaut ist, noch ebenso viele Köpfe an Stadtbevölkerung kommen: Kaufleute, Handwerker, Beamte, Eisenbahner, Minenangestellte, Militärs. Hunderttausend Weiße mit der gleichen oder mehrfachen Zahl von eingeborenen Hilfskräften stellen auf kolonialem Boden eine starke Konsumkraft dar, zumal in einer Kolonie doch fortwährend Aufschleißungsarbeiten technischer Art vor sich gehen: neue Bahnbauten, neue Bergwerke, neue Zälsperren, auch manche Fabrikanlagen.

Die Weide ist das Hauptproblem. Man hat bisher, im großen und ganzen, auf ein Stück Großvieh zehn Hektar und auf jedes Stück Kleinvieh einen Hektar Weideland gerechnet. Das ist sehr viel mehr als in Deutschland, aber das Gras steht hier viel weniger dicht als zu Hause, und es müssen Weidereferven für regenarme Jahre nachbleiben. Meistens wird der Farmer auch Kleinviehweide haben, nicht zu grobes Gras und Futterbüsche, und dann lautet für ihn die Lösung: Karakuls!

Ursprünglich kamen die Karakuls, aus denen die teuren Damenpelze, Mützen, Kragen und Aufschläge für Herrenpelze und allerlei Wesak gemacht werden, nur aus Buchara. Später wurden sie nach Südrussland eingeführt, wo die Gebiete von Astrachan und der Krim den Schafen besonders zusagten; daher „Astrachan“ und „Krimmer“ auch als Pelznamen. Eine Karakul-Reinblutzuht gibt es in Deutschland bei Halle und in Österreich in der Nähe von Wien. Von dort werden aber nur Zuchttiere, Böcke und Mütter, abgegeben — jetzt am meisten nach Südwestafrika. 1908 ließ der damalige Gouverneur v. Lindequist die ersten Tiere hierher kommen. Anfangs bestand unter den Farmern keine besondere Lust, sich mit der neuen Sache zu befassen, aber allmählich faßte sie Boden. Der Krieg unterbrach die Entwicklung. Danach setzte sie kräftiger ein, und heute sind die Karakuls die Rettung vieler Farmer vor dem Ruin, der ihnen sonst durch den Weidemangel und den Verlust an Rindern drohen würde, denn das Karakulschaf begnügt sich, gleich anderen Schafen, mit ganz dürftiger Weide. Wenn es an gewissen gegen die Dürre widerstandsfähigen Büschen knabbern oder die abgefallenen Ähren der verschiedenen Arazienarten fressen kann, so wird es dabei sogar fett.

Da es viel zu teuer und langwierig wäre, große Herden auf dem Wege der Reinblutzuht heranzuwachsen zu lassen, so nimmt man gute Böcke und setzt sie entweder einfach unter weiße Afrikaner-Mutterschafe oder solche Mütter, die schon etwas aufgekrenzt sind. Von den anfallenden Lämmern gewinnt die Mehrzahl ziemlich rasch, öfters schon in der ersten Generation brauchbare Fellchen. Von der vierten bis sechsten Kreuzung ab ist prak-

In welche Berufe strebt die Jugend?



Unser Bild zeigt diejenigen wichtigsten männlichen Berufsgruppen, bei denen das Angebot an Lehrlingen besonders stark war. Man sieht, daß das Handwerk noch immer Anziehungskraft genug besitzt. Denn überwiegend sind es Handwerksberufe, in die die Lehrlinge besonders hineinstreben. Bei den weiblichen Berufen ist das Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage noch viel größer. So meldeten sich 20 000 junge Mädchen für den Schneiderinnenberuf, und nur 4 300 konnten vermittelt werden. Gleich groß war die Anzahl der Gemeldeten, die in einem Büro unterkommen wollten. Auch hier konnte nur etwas über den fünften Teil untergebracht werden. Erfreulich groß war auch der Andrang zu den Stellungen als Hausgehilfinnen, wo sich 27 000 meldeten, aber nur 3 700 untergebracht werden konnten. Durch die Maßnahmen der Regierung, die die Einstellung von Hausgehilfinnen verbilligten, dürfte hier Abhilfe geschaffen worden sein.

tisch kein Unterschied mehr gegen Reinblut vorhanden. Vereinzelte Rückschläge, geschädigte Fellschen, sollen sogar bei Reinblut vorkommen. Zwanzig Schillinge für ein Fellschen — fünfunddreißig davon gehen auf einen mittleren Damenmantel — sind in diesem Jahr, das sich durch sehr gute Preise auszeichnet, der Durchschnittswert. Beste Qualität wird beinahe doppelt so hoch bezahlt, geringere bis hinunter zu wenigen Schilling.

Südwestafrika liefert zur Zeit etwa 20 Prozent des Weltmarktes an Karakulfellen. Die Gesamtzahl der Fellschen und der Gesamtbetrag der gelösten Summe für dieses Jahr, das ja noch nicht zu Ende ist, werden verschieden geschätzt. Die niedrigste mit mitgeteilte Schätzung lautet auf 300 000 Fellschen im Werte von 6 Millionen Mark. Aus einer anderen Quelle habe ich die Angabe, man würde vermutlich noch um 100 000 Felle und 2 Millionen Mark höher kommen. Sachverständige auf dem Leipziger Pelzmarkt ermutigen die hiesigen Farmer, die Zucht noch energisch zu vermehren; eine Million südwestafrikanischer Fellschen (20 Millionen Mark!) könne der Markt ohne Schwierigkeiten aufnehmen. Der Verkauf ist verschieden organisiert. Eine der größten Leipziger Firmen, Thorer, unterhält Einkaufszentralen in Windhoek und anderen Plätzen des Landes. Andererseits fahren alle möglichen Händler im Lande umher, besuchen die Farmer und kaufen Felle. Im Norden ist vor einem Jahre von einigen Farmern die Südwest-Persianer-Verkaufsgesellschaft gegründet worden, die ihre Felle direkt nach Leipzig schickt und dort verauktionieren läßt. 1932 wurden für rund 70 000 Felle, zum Teil angesammeltes Material, 52 000 Pfund erzielt. Die Wollschafzucht, die eine Zeitlang in Südwest auch im Schwunge war, ist sehr zurückgegangen, weil Wolle keinen Preis hat, und die Angoraziegenzucht hat so, gut wie ganz aufgehört, weil Mohair keine Mode mehr ist.

Der Farmer muß zunächst seinen Landbesitz aussuchen und erwerben. Freies Regierungsland ist nur noch wenig und das wenige nicht in günstiger Gegend vorhanden.

Besser ist es, man kauft eine halbwegs eingerichtete Farm vom Vorbesitzer, der aus irgendwelchen Gründen sich verändern will. Ich kenne einen Fall, wo eine Farm von 7500 Hektar im Hererolande, gute Weide für Rindvieh und Karakuls, eingezäunt, mit gut aufgemachtem Wasser, Windmotor und kleinem Häuschen, für 2400 Pfund gekauft wurde.

Das war vor drei Jahren; gegenwärtig sind die Farmpreise wegen der Dürre gefallen. Auch die Krise hat das ihre dazu getan. An Bestockung gehören auf solch einen Platz zu Anfang 100 bis 150 Rinder, einschließlich Kälber und Karsen, die in normalen Zeiten ein Anlagekapital von 7000 bis 10 000 Schilling bedeuten, und 400 bis 500 Karakuls. Will der Farmer statt dessen weiße Afrikanerschafe aufkreuzen, so kosten diese nur ein paar Schilling pro Stück. Karakulmutterchafe höherer Kreuzung kosten 25 bis 30 Schilling, ein guter Bock muß mit 20 bis 30 Pfund bezahlt werden. Auf 400 Schafe gehören etwa fünf Böcke. Man kommt also mit den Karakuls, wenn man gleich gute Fellschen von den Lämmern haben will, mit dem Gesamtanschaffungspreis in die Nähe der für das Großvieh erforderlichen Mittel.

Wenn jemand, der Lust hat, sich in Südwestafrika anzusiedeln, das liest und sich zusammenrechnet, daß wir schon bei etwa 70 000 Schilling Unkosten für den Kauf der Farm und die Gründung der Wirtschaft sind, so wird er vielleicht sagen: Das sind ja so hohe Summen, daß in Deutschland kaum noch jemand daran denken kann, etwas der Art zu unternehmen. Ganz so gefährlich ist die Sache aber nicht. Eine ordentlich eingerichtete Farm kann ohne Sorge mit 30 000 bis 40 000 Schilling Hypothekengeldern belastet werden, wenn der Farmer ebensoviel eigenes Geld besitzt — und wenn er entschlossen ist, die ersten Jahre sich alles, aber auch alles an persönlichen Bedürfnissen außer dem Notwendigsten zu verlagern.

In dem von mir angeführten Falle war der Farmer nach drei Jahren alle persönlichen Schulden, die er noch für die Betriebsgründung hatte aufnehmen müssen, los und hatte acht Pfund monatlich an Hypothekenzinsen zu zahlen. 500 Karakulfelle bringen ihm eine Einnahme von 10 000 Schilling jährlich. Das reicht für den Betrieb, für fortlaufende Hypothekentilgung und auch schon für eine etwas freiere Lebenshaltung, einschließlich Auto. Allerdings handelt es sich um ein kinderloses Ehepaar. Wo Kinder sind, für die in einem Schulpenzionat in Windhoek oder einem anderen Ort Pensionsgeld und Schulgeld gezahlt werden muß, kommt ein Farmer mit der Einnahme nur schlecht aus. Er wird einige Jahre länger Karakuls züchten müssen, bis er es geschafft hat. Normalerweise gibt es natürlich auch Einnahmen aus dem Verkauf von Schlachtvieh und von Sahne zum Buttern an die Molkereien. Ein mittlerer Farmer kann aus dem Sahneverkauf, wenn die Weide gut ist, leicht mehrere hundert Schilling im Monat lösen.

Leben kommt zum Toten Meer.

Aus einem Artikel von Harold J. Shepstone in „The Empire Review“, London.

„Sie müssen Kallia bei Mondschein sehen“, sagten mir Freunde in Jerusalem. Kallia ist der Name eines Kur- und Vergnügungsortes, eines regelrechten modernen Lidos, der an den Ufern des Toten Meeres entstanden ist.

Ich hatte die Lichter Kallias vom Gipfel des Ölberges aus gesehen und mich über die Veränderungen gewundert, die in diesem bis vor kurzem öden und verlassenen Stück Erde vor sich gegangen waren. Darum fuhr ich eines Nachmittags hinunter und war erstaunt über das, was ich sah, und noch mehr über das, was ich über das Tote Meer als Kurort erfuhr. Die Gegend ist nicht nur ein zweites Mondisle, was ihre wertvollen Salze anbetrifft, sondern der neue Kurort hat auch alle Behauptungen, daß die Gegend der großen Hitze wegen ungesund sei, über den Haufen geworfen.

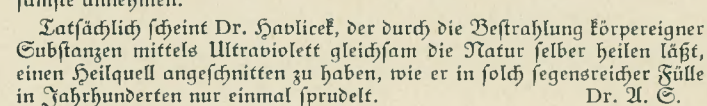
Heute fährt man von Jerusalem nach Kallia im Autobus. Der Autobusverkehr Palästinas ist der Erwähnung wert. Alle 15 Minuten verkehrt tagsüber ein Autobus von Jerusalem nach Jaffa und Tel Aviv, der jüdischen Stadt an der Mittelmeerküste — eine Entfernung von etwa 80 km —, und die Rückfahrkarte kostet nur 3½ Schilling. Auch fahren Autobusse nach Haifa, Hebron und anderen Zentren zu sehr mäßigen Preisen, und sie ermöglichen es den Touristen, das Land zu bereisen, ohne viel Geld auszugeben. Die Fahrt nach Kallia ist entschieden reizvoll, da man an vielen Orten mit biblischer Vergangenheit vorbeikommt. Zunächst geht es um den Fuß des Ölberges herum, vorbei am Garten von Gethsemane und an Bethanien und dann hinunter durch die Wildnis von Judäa, eine wilde, bergige Gegend, die im Sommer öde, im Winter aber ein Meer von Blumen ist, und weiter auf der historischen Straße von Jericho an der Apostelquelle vorbei zum Gasthaus des Barmherzigen Samariters, das uns an das Gleichnis vom Manne, der unter die Räuber fiel, erinnert. Gerade, bevor man das Wadi el-Quilt, eine sehr malerische, aber wilde Bergschlucht, erreicht, biegt man in die neue Straße ein, die nach Kallia führt.

Der Kurort liegt an der nordwestlichen Ecke des Sees und erstreckt sich über eine Fläche von etwa 100 Hektar, wird aber beträchtlich erweitert, da sich Palästinas Lido rapide entwickelt. Er grenzt an die Werke der palästinensischen Kaligefellschaft, die sich über 200 Hektar ausbreiten; die Gesellschaft hat eigentlich ein Monopol über den ganzen nördlichen Teil des Sees. Hier befinden sich die riesigen Verdunstungspflanzen und kilometerlangen Dämme, Fabriken für die Behandlung der Salze, Kraft- und Pumpstationen und Wohnungen, die 500 Arbeiterfamilien beherbergen können, eine moderne Ansiedlung im wahrsten Sinne des Wortes.

Das Salzwasser wird durch Röhren, deren Saugenden sich im See 30 Meter unter dem Wasserspiegel befinden, in die großen Pannnen gepumpt, und zwar 36 000 Liter in der Minute. Augenblicklich produziert

Die augenblickliche salzige Beschaffenheit des Wassers hält die Fische fern. Wird aber das Uebermaß an Salz entfernt, so besteht kein Grund, weshalb solches Leben im Toten Meer nicht möglich sein sollte.

Ein weiterer Fortschritt: Jeder weiß, daß Operationen an Zuckerkranken so gefährlich sind, daß der Chirurg nur im äußersten Notfall zum Eingriff schreitet. Havlicek dagegen hat eine ganze Reihe, sogar sehr schwerer Operationen an Zuckerkranken ausgeführt, bei welchen die





Johann Caspar Harkort.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 13. Oktober.

Dem im Jahre 1785 als ältestem unter sechs Brüdern geborenen Johann Caspar Harkort fiel als dem Erstgeborenen das Fideikommissgut bei Harkorten zu. Sein jüngerer Bruder war der berühmte Fritz Harkort, dessen Name wohl für alle Zeit mit dem Aufbau des rheinisch-westfälischen Industriegebietes in Verbindung gebracht werden muß, da er als Begebner und Unternehmer zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, ohne dabei auf eigenen Vorteil bedacht zu sein, seine Zeitgenossen veranlaßte, sich die damals neuen Verfahren der Stahlherstellung zu eignen zu machen und den Stahl in gut geleiteten Maschinenfabriken zu Kraft- und Arbeitsmaschinen weiter zu verarbeiten. Der genannte Johann Caspar war der Gründer eines kleinen Eisenwerkes, das so ungefähr alles herstellte, was damals unter den Begriff Kleiweiszzeug fiel. Daneben aber gehörten auch Brustpanzer, Waffen, wie Gewehre, Pistolen, Säbel, Degen, und Handwerkszeuge, Ambosse u. a. m. zum Erzeugungsprogramm. Als die Eisenbahn in Deutschland aufkam, stellte Harkort Oberbaumaterial, wie Unterlagsplatten, Schienemägel, Schienenbefestigungen, Beschlagteile, Achsen und Räder her. Einen Schritt vorwärts bedeutete der Bau fertiger Eisenbahnwagen, der in das Jahr 1843 zu verlegen ist. Fast gleichzeitig begann man auch mit kleinen Eisenkonstruktionen, wie Überdachungen, Wendeltreppen und dergleichen. Wenige Jahre später ist der erste Brückenbau nachzuweisen. Es handelte sich dabei um die eingeleiste Überbrückung der Wupper in Rittershausen. Diese Brücke hatte eine Länge von 100 Fuß. Bald folgten größere Brückenbauten für Eisenbahn und Straßen, unter denen die etwa 380 Fuß lange Ruhrbrücke bei Werden erwähnt werden soll, die erst in neuester Zeit durch eine dem gesteigerten Verkehr entsprechende Stahlbrücke ersetzt worden ist.

Anfangs der fünfziger Jahre übernahm der im Jahre 1817 geborene älteste Sohn, der ebenfalls die Vornamen Johann Caspar trug, das väterliche Geschäft. Er hatte die Gewerbeschule in Hagen und Handelsschule in Leipzig besucht, und sein Streben war von Anfang an darauf gerichtet, größere Brückenbauwerke auszuführen. Die Anlagen in Harkorten waren nicht erweiterungsfähig, und deshalb gab Johann Caspar dieses Werk auf und erwarb im Jahre 1860 in Hochfeld bei Duisburg ein unmittelbar am Rheinufer gelegenes Grundstück, um von hier aus die

einzelnen Brückenteile auf dem Wasserwege befördern zu können. Noch bevor die Anlage in Hochfeld fertig war, übernahm Harkort den Auftrag auf eine neue zweigleisige Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Koblenz. Für dieses große Bauwerk erschien Harkort die alleinige Verantwortung noch zu groß, und er verband sich deshalb mit der Kölnischen Maschinenbauanstalt, die mit ihm die schwierigen Montagearbeiten in der Werkstatt und auf der Baustelle teilte. Noch war die Koblenzer Brücke nicht fertig, da übernahm Harkort, wiederum gemeinsam mit der Kölnischen Maschinenbauanstalt, eine Eisenbahnbrücke in Holland, der bald weitere holländische Brückenbauten folgten. In den Jahren 1869/71 baute er Brücken über die Weser bei Bremen, die Elbbrücke bei Hamburg und die Eisenbahnbrücke bei Düsseldorf-Hamm. Bei diesem Bau hatte Harkort das Mißgeschick, daß ein schwerer Schleppkahn gegen das Gerüst fuhr, auf dem das letzte Verbindungsstück lag, um die Brücke zu schließen. Das Gerüst samt dem Brückenteil stürzte in den Rhein. Der ganze Überbau für die letzte Öffnung mußte neu angefertigt werden, und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit, da der Krieg 1870 ausgebrochen war und die Brücke aus strategischen Gründen dringend benötigt wurde. Harkort brachte es unter dem Zwange der Verhältnisse fertig, die Brücke vier Wochen vor dem festgesetzten Termin zu beenden, wodurch der deutsche Aufmarsch bedeutend beschleunigt werden konnte. Für den in den sechziger Jahren langsam aufkommenden Flußstahl setzte sich Harkort frühzeitig ein, so daß er schon bei der in den Jahren 1866/68 erbauten Ruilenburger Brücke in Holland die Querträger und Windstreben aus Flußstahl herstellte.

Harkorts Arbeiten erfuhren wohl durch die Ausführung der berühmten Ausstellungshalle für die Wiener Ausstellung im Jahre 1873 ihre Krönung. Die gewaltige Kuppel hatte eine Spannweite von 100 Meter, bei einer Gesamthöhe von 85 Meter. Es war bezeichnend für den Unternehmergeist und das Können Harkorts, daß er es wagte, dieses gewaltige Bauwerk zu errichten, das, wie die Österreicher selbst zugeben, von österreichischen Firmen nicht erbaut werden konnte, weil sie nicht in der Lage waren, in so kurzer Zeit diese großen Mengen Formstahl zu liefern.

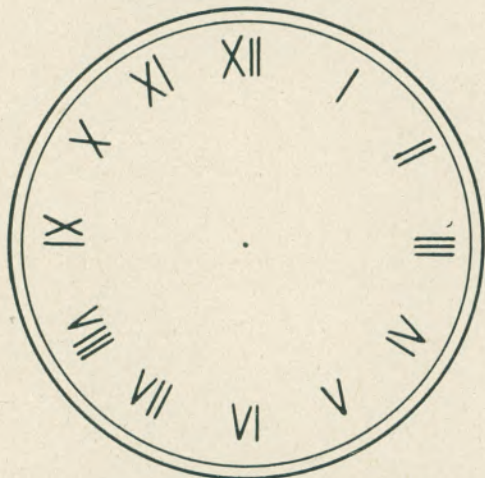
Wenn Harkort auch unter den Wettbewerbern für diesen Hallenbau siegreich hervorging, so waren doch die Preise sehr gedrückt. Er wollte möglichst an Montagekosten sparen und setzte deshalb die große Kuppel auf dem Fußboden zusammen, die dann später unter den Fußpunkten der einzelnen Binder durch Winden allmählich gehoben werden sollte, unter Zuhilfenahme einer Unterstützung durch Holzstapel, um dann bei Erreichen der richtigen Höhenlage die fertigen Säulen unterzusetzen. Beim Anheben der Kuppel zeigten sich aber große Schwierigkeiten. Es war nicht zu erreichen, daß die vielen Arbeiter, die am Umfang der Kuppel an zahlreichen Winden standen, auf Kommando gleichzeitig hoben, wodurch Spannungen in der Kuppel entstanden, die diese erheblich gefährdeten. Da kam Harkort auf den Gedanken, die Musik zu Hilfe zu nehmen. Im Mittelpunkt der Kuppel wurde eine Militärkapelle aufgestellt, die schneidige Militärmärsche spielte, und im Rhythmus der Musik zogen alle Arbeiter gleichmäßig an, so daß die Kuppel glücklich auf ihre vorgeschriebene Höhe gebracht werden konnte.

Es ist einleuchtend, daß die Errichtung so großer Stahlbauwerke die Vermögenskräfte Harkorts stark beanspruchten. Es kam hinzu, daß die Hochfelder Werksanlagen entsprechend den steigenden Anforderungen des Ausbaues bedurften, zumal da der siegreiche Ausgang des Krieges 1870/71 einen gewaltigen Aufschwung von Handel und Industrie mit sich brachte. Deshalb begrüßte es Harkort, als ihm von befreundeter Seite nahegelegt wurde, das Hochfelder Werk in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Am 1. August 1872 wurde diese Umwandlung vollzogen und die „Aktiengesellschaft für Eisenindustrie und Brückenbau, vormals Johann Caspar Harkort in Duisburg“ gegründet. Johann Caspar Harkort verblieb im Aufsichtsrat der neuen Gesellschaft fast ununterbrochen bis zu seinem Tode am 13. Oktober 1896. So blieb das Werk, das so ganz den Stempel seiner Persönlichkeit trug, noch fast fünfundschwanzig Jahre auf engste mit ihm verwachsen.

Harkort gehört mit in die Reihe jener Pioniere, die lebhaften Anteil hatten an dem Aufstieg und der Entwicklung der deutschen Industrie im neunzehnten Jahrhundert. Er war zeitlebens ein einfacher Mensch, anspruchslos für sich und hilfreich für andere, von einem rastlosen Arbeitsdrang im eigenen Geschäft befeelt und mit Erfolg im Dienste der Allgemeinheit tätig. Er ruht im Kreise seiner Vorfahren auf Gut Harkorten.

Der Nussknacker

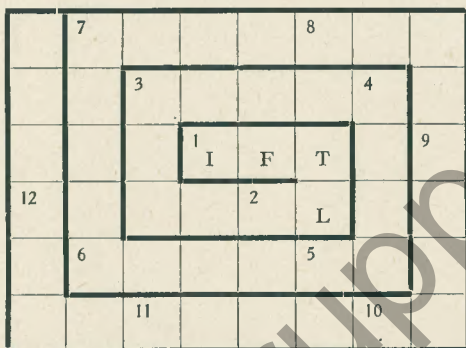
Zifferblattaufgabe.



Durch zwei Linien soll das Zifferblatt in drei Teile geteilt werden, daß die Summe der Ziffern in jedem der drei Teile 26 beträgt.

Raspi.

(Raspi-Spiral-Silbenrätsel.)
Gefesslich geschügt.



Zunächst raten Sie ein einfaches Silbenrätsel: bre - che - de - de - den - den - e - fel - flin - ge - genz - gie - grie - gul - hür - lei - ner - ni - nick - scha - sche - stie - te - ter - wei.

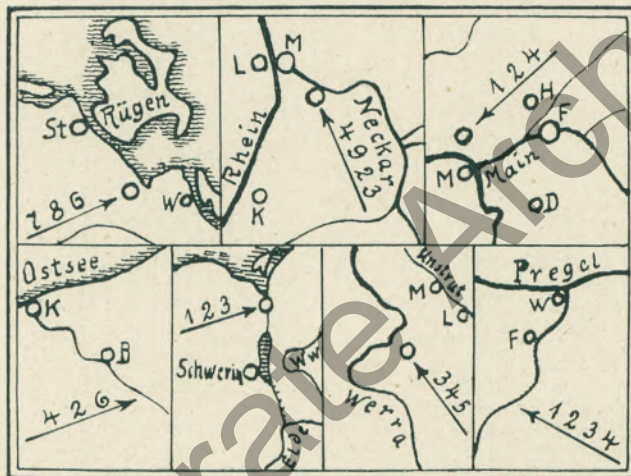
Aus vorstehenden 25 Silben sind 12 Wörter zu bilden. Jedem dieser 12 Wörter sind die durch die beigefügte Zahl angegebenen 4 Buchstaben zu entnehmen. (Beispiel: 1. Etiefel. Diefem Wort sind der 3., 5., 2. und 7. Buchstabe (3527), und zwar in dieser Reihenfolge, zu entnehmen.) Die entnommenen Buchstaben sind in das spiralförmig verlaufende Band einzutragen. (Das erste Beispiel ist eingetragen.)

Nach fertiger Eintragung ergibt sich ein Gedanken splitter, der, links oben beginnend, zeilenweise zu lesen ist.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Fußbekleidung (3527).
2. Handfeuerwaffe (1546).
3. Empfindlicher Nachteil (3475).
4. Laubbaum (2435).
5. Holländische Münze (1546).
6. Latkraft (1347).
7. Teil des Halses (4326).
8. Hindernis (2614).
9. Stufengestell (3514).
10. Wandvertiefung (2651).
11. Angehöriger einer europäischen Republik (4176).
12. Stadt am Bodensee (3465).

Geographisches Formenrätsel.



E. H.

Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben dieser Namen, die, in der angegebenen Reihenfolge zusammengestellt, ein Sprichwort aus Norwegen ergeben sollen.

Silbenrätsel.

a - a - ar - ba - bal - be - berg - chi - chi - den - der - di - e - ei - eis - ga - garn - gie - go - kauz - ke - kel - lei - man - mann - mo - mund - ne - ne - ne - ner - ni - no - on - ra - rei - ri - rin - ro - rock - sim - ste - stra - su - tar - te - tekt - tel - tie - un - wald - wies. Aus vorstehenden 52 Silben sind 18 Wörter folgender Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben ein Wort von Shakespeare. (ch = ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten: 1. Westdeutscher Kurort. 2. Frühlingsblume. 3. Deutscher Dichter. 4. Italienischer Freiheitskämpfer. 5. Der Fuchs in der Fabel. 6. Verwandter. 7. Bedeutender Germanist. 8. Kriegskunst. 9. Das ewig Alltägliche. 10. Gestalt aus „Lohengrin“. 11. Europäischer Staat. 12. Rechtsbeistand. 13. Bierblume. 14. Naturgebilde. 15. Kerzenmaterial. 16. Handwerkskunst. 17. Gule. 18. Baumeister.

*

Lösungen aus dem Septemberheft.

Geheimschriftsprätsel.

Mit deinem Volke sollst du gehn
In Sturmesnacht und Sommertagen!
Du sollst mit ihm das Höchste wagen,
Du sollst mit ihm das Schwerste tragen,
Das Leid bis in den Tod bestehn.
Mit deinem Volke sollst du gehn!

Heinrich Rutherlet.

Schlüssel: 1. Braunschweig. 2. Völkerbund. 3. Tombola.

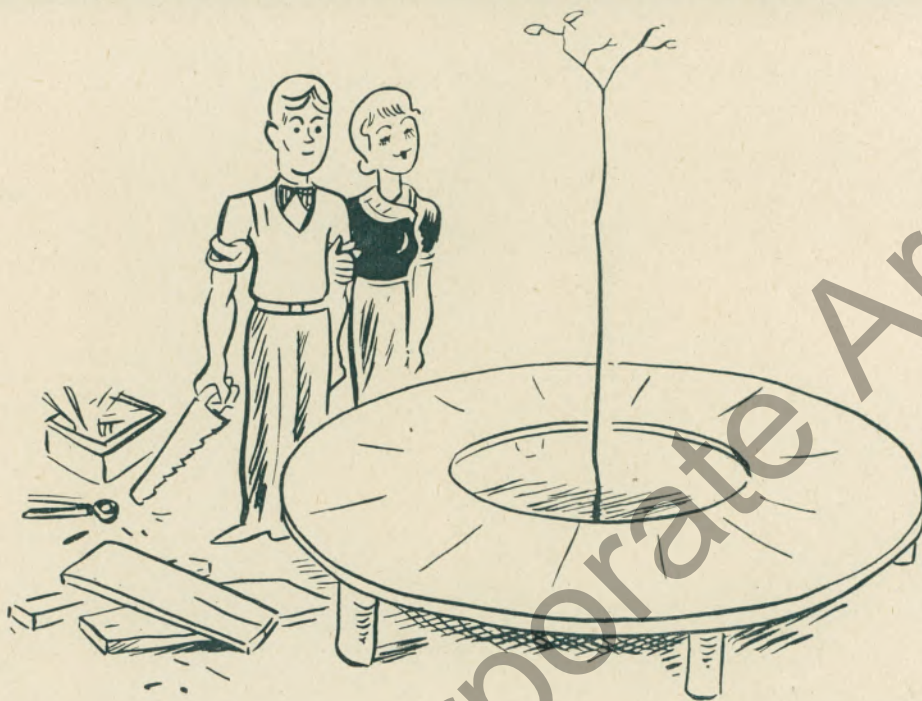
Nüsselsprung.

Des Hauses untrer Teil sei fest und gut,
Damit er stützt und trägt, was auf ihm ruht.
Dein Werk wird dauern stark und ungeschwächt,
Wenn du es baust auf Wahrheit und auf Recht.

Friedr. Wilh. Weber.

Die Botanikerkammer

enthaltend die buntesten im verräsonnenen Monat
einschauernden Spottwörter



Auf
eigener Scholle.

„... und wenn der
Baum zu dick wird,
machst du eben eine neue
Bank.“

Zeichnung von W. Stamm.

Endlich hat der Gatte sie dazu gebracht, die täglichen Einnahmen und Ausgaben genau aufzuschreiben. Jede Woche wird er dann alles sorgfältig prüfen.

Die erste Abrechnung liegt nun vor ihm. „Aber, Gerda“, wundert er sich, während er die Posten durchgeht, „was heißt denn das sooft wiederkehrende J. h. v. 3,00 RM. und dann wieder J. h. v. 2,20 RM.“

„Das heißt immer: Ich hab's vergessen!“

(Koralle.)

*

Der Lehrling.

Der Chef macht einen Wis. Alle Angestellten lachen darüber, nur der Lehrling bleibt ernst.

Fragt der Buchhalter: „Warum lachst du denn nicht, Friz?“

„Habe ich nicht nötig, ich gehe am Ersten!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Das Großstadtkind.

Frizchen, ein richtiges Großstadtkind, ist zum erstenmal auf dem Lande. Er sieht natürlich überall zu, wo es was zu sehen gibt. Als eines Tages eine Kuh gestohlen wurde, weiß Frizchen den verärgerten Onkel zu trösten: „Ärgere dich doch nicht so, Onkelchen, der Dieb ist ja ordentlich herein gefallen. Ich habe gestern selbst gesehen, wie die Magd die ganze Milch aus dem Tank abgelassen hat.“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Der kleine Peter ist mit seinen Eltern bei einem Bauern in der Sommerfrische. Gleich am ersten Abend sieht er, wie die Bäuerin zwei Hühner rupft. Wißbegierig fragt er gleich: „Tante, ziehst du die jeden Abend aus?“

(Motor und Sport.)

Mark Twain hatte eine humoristische Lischrede gehalten. Ein Rechtsanwält erhebt sich, die Hände in den Hosentaschen, und scherzt: „Es ist eigentlich überflüssig für einen Humoristen von Beruf, wichtig zu sein.“

Gelassen erwidert Mark Twain: „Es ist eigentlich überflüssig für einen Rechtsanwält, seine Hände in seine eigenen Taschen zu stecken.“

(Die Woche.)

*

Komisch, wo der Norddeutsche sagt: „Das ist ja zum Davonlaufen!“ sagt der Münchener: „Da legst di nieder!“

(Die Woche.)

*

Aus Sachsen.

Der Chef einer großen Leipziger Firma für sanitäre Bedarfsartikel hat daheim Besuch aus Berlin. Eine Nichte. Betrübte erzählt er am Stammtisch, wie es der Besuch daheim treibt. „Söhnse, schbaarn genn die nich. Mir ze Hause nähn ejalwech Zeidungsabier. Was solln mrn mit die vielen Zeidungen machn! 'ne Rolle hamr je vooch hängen. Un was sollchse sachen? Die Berlinern nimmt nur von dr Rolle. Ich hatte mir doch e Zeechen dranjemacht. Nee, schbaarn genn die nich.“

(Blätter vom Hause Henkel.)

*

Früchtchen.

„Als ich die Kirschen nachwog, die mein Junge eben bei Ihnen gekauft hat, fehlte ein Pfund. Wie ist das möglich?“

„Ja, meine Dame, das kann ich Ihnen nicht sagen. Meine Waage ist jedenfalls in Ordnung. Vielleicht wiegen Sie mal Ihren Sohn...“

(Wochenschau.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. M. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf. zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives

TECHNIK DER GEISTIGEN ARBEIT



Lieber Empfänger!

Einen Augenblick!

Ich bin ein Buch! Aber nicht irgend eins aus dem Dutzend! Es lohnt sich bestimmt fünf Minuten darauf zu verwenden und die paar Seiten zu lesen, die hier folgen.

Mein Herausgeber hat mir leider einen recht nüchternen Titel gegeben. Der sagt so wenig von der Vielgestaltigkeit meines Inhaltes, von den nützlichen Anregungen und praktischen Ratschlägen, die ich Ihnen geben will. Ich habe mich schon über meinen Titel beschwert, aber ich kam zu spät.

Sehen Sie selbst, was ich Ihnen bringe! Die nächsten Seiten geben ein gutes Bild davon, wie meine 15 Lieferungen die Weite des Lebens umspannen.

Seien Sie überdies versichert, ich biete das Meine in gründlicher aber leicht faßlicher Darstellung ohne jede Weltfremdheit. Vertrauen Sie mir! Können Sie das aber nicht gleich, dann lassen Sie mich einfach zur Ansicht kommen. Mein Verleger ist so großzügig. Er schickt mich ohne jeden Kaufzwang und nimmt mich anstandslos zurück, wenn ich nicht halte, was Sie sich von mir versprechen. Sie sehen, er hat Vertrauen zu mir!

Schreiben Sie ihm! Ich komme sofort! Ich möchte Ihnen gerne bei Ihrer Arbeit helfen!

Ihre

Technik der geistigen Arbeit

Die ersten Urteile über das Handbuch

Technik der geistigen Arbeit

(erschienen im Mai 1934 im Hans Bött Verlag, Berlin-Tempelhof)

Eine Reihe von klugen Männern, in der Volksbildungsarbeit und der Technik des geistigen Arbeitens erfahren, haben sich hier zusammengetan, um in 15 einzelnen Hefen, die in einer Sammelmappe vereinigt sind, über wichtige Fragen der geistigen Arbeit zu berichten. Sie wollen damit keine akademische Erörterung vornehmen, sondern dem wirklichen Leben, der Praxis dienen. Ein solches Werk kann reichen Nutzen stiften. Wer als Autodidakt an seiner Weiterbildung arbeiten will, empfängt hier wertvolle Fingerzeige; wer glaubt, daß er seinen Mitmenschen durch Aufsätze Wesentliches mitzuteilen hat, erfährt hier, wie er die Aufgabe am besten anpackt, und wer schon wissenschaftlich, pädagogisch oder schriftstellerisch arbeitet, kann aus diesen Betrachtungen ebenfalls noch allerlei Wissenswertes und Nützliches lernen.

Samburger Tageblatt.

Es ist eine recht glückliche Idee, all denen, die mit der Anlage, Organisation und Vertiefung ihrer geistigen Arbeit, mit Materialsammlung, Menschenkenntnis, Technik der Verwertung ihrer geistigen Erzeugnisse Schwierigkeiten haben, mit einem Buch helfen zu wollen. Das Werk „Technik der geistigen Arbeit“ (Verlag Hans Bött, Berlin) will diesen Dienst leisten. Jeder wird von einer anderen Seite an dies hilfreiche, originelle und von sehr besinnlichen Leuten geschriebene Buch herankommen, aber viele werden das in ihm finden, was sie suchen.

Der Mittag.

In jeder kleinen und großen Stadt gibt es eine größere Zahl strebsamer Menschen, — viel mehr als man gewöhnlich annimmt, — die beruflich oder rein menschlich vorankommen wollen, ohne aber Gelegenheit zu haben, eine Schule zu besuchen. Sie stehen im Beruf und arbeiten als Autodidakt nebenher. Sie haben es besonders schwer, bei ihrem Selbststudium nicht in die Irre zu gehen, das richtige Buch zu finden, eine zweckmäßige Arbeitsmethode sich anzueignen. Diesen Menschen, daneben aber all denen, die geistig arbeiten, vermag dieses Sammelwerk sehr zu helfen. Alle Beiträge sind in lebendig anschaulicher Form geschrieben und ganz auf die praktischen Bedürfnisse eingestellt. Jeder wird diesem Buch neue Anregungen für eine Verbesserung seiner Arbeitstechnik entnehmen können.

Westdeutsche Wirtschaft.

Mit der Herausgabe dieses Buches ist der Verlag zweifellos einem Bedürfnis nachgekommen. Der Herausgeber des Werkes, Eduard Weitsch, mag als Volksbildner erfahren haben, wieviel Zeit und Kraft von jungen Menschen, die ernsthaft bestrebt sind, sich weiterzubilden, oft verschwendet wird, wie guter Wille oft auf halbem Weg erlahmt durch das mühselige Vorwärtstommen, das häufig nicht in mangelnder Intelligenz, sondern in mangelnder Technik der geistigen Arbeit begründet ist. Es liegt nun an sich bei derartigen Handbüchern die Gefahr nahe, daß sie billige „Erfolgs“-Rezepte geben, die die geistige Arbeit veroberflächlichen und ihr eigentliches Wesen herabwürdigen. Diese Gefahr ist hier durchaus vermieden, einerseits durch die grundsätzliche Einstellung des Herausgebers, der Geistiges in allen Beziehungen — Beruf, Freizeit, Umwelt — wirksam sieht, andererseits durch die einzelnen Mitarbeiter, die aus ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit als Volksbildner und Bibliothekare vor allem fordern, daß jede geistige Arbeit, mag sie nun im Beruf zu vollbringen oder freiwillige Leistung sein — letzten Endes Arbeit an uns selbst, Bereicherung unseres Lebens sein müsse.

Lina Staab, Neustadt.

Jedes Heft ist auch einzeln für 80 Pf. käuflich!

Technik der geistigen Arbeit

Inhalt der Lieferungen 1 — 4

1

Wesen und Wege geistiger Arbeit

Franz Angermann

Inhalt: Der Ursprung geistiger Arbeit / Die Grundformen der geistigen Arbeit / Die Methoden geistiger Arbeit / Das praktische Wirken

Was ist eigentlich geistige Arbeit? Ein Handwerk? Ein Sport? Luxus von Gehirn- menschen? Oder eine tiefe Wurzel, mit der der Mensch bis in den schöpferischen Uregrund und Mittelpunkt der Welt reicht, aus der er seine besten und geheimnisvollsten Kräfte zieht? Vom Wesen und den Formen, von Wert und Gefahr, von Wegen und Zielen der geistigen Arbeit und von der schöpferischen Verbundenheit von Geist und Welt im „Wirken“ berichtet dieses Heft knapp, aber bis zu den letzten Hintergründen vorstößend.

2

Sammeln und ordnen, um nicht zu vergessen

Heinrich Lohse

Inhalt: Zuerst: Gründlich überlegen! / Sammeln und Ordnen heißt diszipliniert arbeiten / Ganz ohne Kosten geht es nicht / Der Knoten im Taschentuch / Vom Ablegen der Briefe / Material für berufliche Zwecke / Der Aufbau der Bücherei / Organisation im Büro

Wir Sammeln wohl alle! Mit dem Ordnen aber haperts zumeist, nicht wahr? Hier sind viele praktische Ratschläge vereint, die wenig Geld kosten und die im Kleinen und großen Maßstabe jeder ausführen kann. Ein wenig Ueberlegung, jeden Tag einige Minuten Arbeit — und alles Material liegt griffbereit zur Hand. Ein besonderer Vorzug des Heftes, daß sich durch klare Gliederung und verständliche Schreibweise auszeichnet, sei noch erwähnt: die offiziellen Ablageregeln für Briefe usw. des Ausschusses für Büroorganisation sind abgedruckt.

3

Nachschlagen, aber am richtigen Ort

Heinrich Lohse

Inhalt: Wann soll man nachschlagen? / Wie nachschlagen? / Wo nachschlagen? / Nachschlagen, aber im rechten Geist

Brockhaus, Meyer; das sind Namen und Nachschlagewerke von Weltruf. Sie sind die „Großen“. Wer aber zählt die vielen kleinen, ein- oder mehrbändigen, fachlichen, populären, wissenschaftlichen oder allgemeinen Nachschlagewerke? Wann soll man sie benutzen? Wie sucht man rasch und erfolgreich nach einem Wort, einem Begriff? Welche Hilfen kann man verwenden? Was kann man alles finden? Das sind Fragen, die in diesem Heft durchdacht und mit praktischen Anleitungen beantwortet werden.

4

Wie verwerte ich statistisches Material?

Heinrich Lohse

Inhalt: Von der Herkunft des Materials / Lebendige Statistik / Statistische Hilfe für die Zahlenverwertung / Beziehungszahlen / Messziffern oder Indizeszahlen / Selbständige Aufstellung von Statistiken / Fehler bei der Zahlenverwertung / Die Darstellung der Ergebnisse

Nicht immer hält ein Buch, was sein Titel verspricht. Dies kleine Heft aber enthält weit mehr, als sein Titel vermuten läßt. Es zeigt, wo überall Zahlen zu finden sind, die man in der beruflichen Praxis mit Erfolg verwerten kann. Eine große Zahl geschickt gewählter Beispiele aus verschiedenen Gebieten wird zu einer Einführung in die Arbeitsmethoden der Statistik, zur Anleitung für die Aufstellung eigener Statistiken verwendet. Die häufigsten Fehler, die dem Laien bei der Verwendung und Lektüre von Zahlen unterlaufen, werden dargestellt. Wer mit Statistik zu tun hat — und wer hat das nicht — wird in diesem Heft einen guten Helfer finden.

Technik der geistigen Arbeit

Inhalt der Lieferungen 5 — 8.

5

Wie benutzt man eine Bücherei?

Adolf Waas

Inhalt: Bücher besitzen oder entleihen? / Private Leihbücherei und öffentliche Bücherei / Allgemeine Übersicht / Benutzungsregeln / Volksbüchereien / Wissenschaftliche Bibliotheken / Der Lesesaal / Der Leser auf dem Land

Nichts leichter als das, denkt man im ersten Moment. Aber das ist durchaus irrig: in den verschiedenen Formen des Büchereiwesens sich zurecht und das rechte Buch zu finden, ist bei dem gegenwärtigen Stand des Büchereiwesens gar nicht mehr so einfach. Über die verschiedenen Formen der Büchereien, über ihre Einrichtungen, über Volksbüchereien und wissenschaftliche Bibliotheken, über das zweckmäßige Wälzen von Katalogen, über das Ausleihen überhaupt wird ausführlich und klar in diesem Heft berichtet und damit ein wesentliches Stück „Technik der geistigen Arbeit“ vermittelt.

6

Wie liest man Bücher mit Erfolg?

Eduard Weizsch

Inhalt: Was heißt mit Erfolg lesen? / Wie wählen wir unser Buch? / Urteilsbildung über ein Buch vor dem Kauf / Was heißt ein Buch sich aneignen? / Fruchtbarwerdung / Forderungen der Zeit

Neben schlichten Grundregeln für die Wahl des guten und für den Leser gerade passenden Buches wird das Lesen von wertvollen Büchern als verantwortliche und fruchtbare Aufgabe dargestellt. Der Technik der Lektüre ist eine umfassende Darstellung gewidmet, deren Anwendung dem Temperament und der Veranlagung des Lesers freien Spielraum läßt.

7

Vorträge hören — aber welche?

Franz Angermann

Inhalt: Welche Vorträge soll man hören? / Wie soll man Vorträge hören? / Vortrageeinrichtungen / Die Vorlesung als wesentlicher Teil des Fachstudiums an Hochschulen / Vorträge im weiteren Sinne

Sie hören gerne Vorträge, können aber „nichts behalten“? Sie glauben, einzelne Vorträge nützen nichts? Sie möchten gerne in Vorträge gehen, erwischen aber immer etwas Anderes, als Sie eigentlich wollten? Sie kennen sich im Überangebot der Vorträge nicht aus? Da will ihnen dieses Heft helfen, indem es Ihnen Sinn und Arten der Vorträge, ihre Möglichkeiten und Grenzen, ihren Zusammenhang mit anderen Formen geistiger Tätigkeit zeigt und Ihnen Anleitung zur Auswertung, Ordnung und Festlegung des Gehörten als sicheren und fruchtbaren geistigen Besitz gibt.

8

Geistige Arbeit und Menschenkenntnis

Angermann, Weitzsch

Inhalt: Wege zur Menschenkenntnis im Alltag / Das Was und Wie der Sprache / Was lehrt das Benehmen des Menschen über ihn? / Das Handeln / Vorsicht im Urteil

Alle geistige Arbeit ist Arbeit für Menschen, an Menschen oder mit Menschen. Wie der Tischler sein Holz, so muß der geistige Arbeiter unter verschiedenen Gesichtspunkten die Menschen kennen, die oft und in Vielem einander so gleich sind und doch ist jeder eine geheimnisvolle Welt für sich, möglicherweise voll Überraschungen. Politiker, Pfarrer, Lehrer, Richter, Vorgesetzte und Untergebene, Kaufleute und Kunden, Braut und Bräutigam, sie haben alle reichlich Anlaß, Menschenkenntnis zu entwickeln. Hier werden die ersten Hilfen dazu geboten, was schon der Alltag lehrt, worauf man besonders zu achten hat und endlich ein beratender Führer durch das überreiche, aber verwirrende Material seelenkundlicher Forschung und seine Anwendung.

Technik der geistigen Arbeit

Inhalt der Lieferungen 9 — 12

9

Wie überzeuge ich meine Zuhörer?

Eduard Weitsch

Inhalt: Etwas zu sagen haben! / Vom Sagenkönnen / Wie sich gewöhnen? / Vorbereitung einer Rede / Der Zettel der Grundgedanken / Was heißt volkstümlich reden? / Bild und Pathos

Es ist zwar nicht so, daß des Redners Glück allein den Vortrag macht. Man muß auch etwas zu sagen haben! Aber wer wollte leugnen, daß viele, die sehr viel zu sagen haben, nicht sagen können, was sie bewegt. Das liegt nicht nur am Mangel einer eben notwendigen Beherrschung von Regeln der Vortragskunst. Das liegt auch oft an einem Mangel an Gefühl für Sprache und Publikum. Nun ist es sicher so, daß solches Gefühl, wenn es nicht vorhanden ist, schwer geweckt werden kann. Aber dort, wo Ansätze, wo Keime vorliegen, ist Pflege möglich. Dies übernimmt das vorliegende Heft mit einfachen Mitteln unter besonderer Betonung der möglichen Fehlerquellen mit dem Versuch, das deutsche Sprachgewissen zu schärfen und praktische Anleitung für den Bau der Rede zu geben.

10

Wie verhandle ich vorteilhaft?

Eduard Weitsch

Inhalt: Das Wesen des Verhandels / Die mündliche Einzelverhandlung / Die schriftliche Verhandlung / Die Konferenz / Die Verhandlung in und mit Abordnungen

Vorteilhaft verhandeln ist eine Kunst. Jeder muß sie üben und doch machen sich die wenigsten grundsätzliche Gedanken über diese allen so nötige Fertigkeit. Ein Heft, welches grundsätzliche Erwägungen über das Verhandeln vermitteln will, stößt auf die Schwierigkeit, daß auch dieses Lebens grüngoldener Baum sich kaum in Regeln bannen läßt, daß die Buntheit der möglichen Fälle der Praxis jedem Regelwerk Hohn zu sprechen scheint, denn die Qualität der einzelnen Verhandlung muß immer wieder aus Fall und Situation geboren werden. Dennoch läßt sich manches sagen, was beim Verhandeln getan oder unterlassen werden sollte. Das wird nicht nur dem Anfänger von Nutzen sein, sondern auch dem geübten Praktiker, der hier erneut auf seine Grundfragen gestoßen wird, was immer zum Segen gereicht, weil es vor Erstarrung bewahrt.

11

Technik des Vertragsabschlusses

Rudolf Jörn

Inhalt: Allgemeines über das Recht im Alltag / Der Vertrag und seine juristische Technik / Arten der Verträge und ihre Besonderheiten / Winke zur Methode des Vertragsabschlusses

Täglich schließen Sie Verträge ab. Sie machen Einkäufe, bestellen Reparaturen, mieten Wohnungen. Wer dabei nicht acht gibt, kommt zu Schaden. Über alles, was Sie beim Abschluß von Verträgen zu beachten haben, gibt ihnen Aufschluß die „Technik des Vertragsabschlusses“.

12

Die Kunst des Beweisens

Alfred Mann

Inhalt: über Sinn und Zweck der Darlegungen / Was heißt „beweisen“? / Das schlagkräftige Beweisen / Beweisübungen / Schrifttum über Beweis und beweisen

Es ist immer eine faule Geschichte, wenn jemand den Beweis für eine Behauptung schuldig bleiben muß. Fatal aber ist es, wenn eine an sich richtige und gute Sache darunter leidet, daß ihr Verteidiger die Technik des Beweisens nicht beherrscht. Hier leistet nun das kleine Heft wertvollen Beistand: für die Auseinandersetzungen des Alltags ebenso wie für geistige Diskussionen, für Fälle des Geschäfts- und Rechtslebens legt es den Aufbau eines Beweises und seine besonders schlagkräftige Fassung dar. Auch schärft es den Blick fürs Durchschauen und Widerlegen falscher und unehrlicher Beweisgänge und gibt Ratschläge für Beweisübungen.

Technik der geistigen Arbeit

Inhalt der Lieferungen 13 — 15

13

Technik der wissenschaftlichen Arbeit

Franz Angermann

Inhalt: Die Bedeutung der Wissenschaft für die europäische Kultur / Das Problem der Auslese und der Vorschulung / Hochschule und Examen / Technik der wissenschaftlichen Arbeit / Wissenschaft und Wert und der Wert der Wissenschaft

Eine Technik der wissenschaftlichen Arbeit auf 16, wenn auch noch so eng gedruckten Seiten? Heute, wo jede Wissenschaft schon ihre eigene Technik hat? Unmöglich! — Und doch: Gewisse Grundfragen und Grundsätze, Wert und Gefahr wissenschaftlichen Tuns sind allen Wissenschaften gemeinsam. Von hier aus bekommt alles „Technische“ erst seine tiefere Bedeutung, treten Regel und Instrument in den eigentlich wissenschaftlichen Zusammenhang, werden Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Technik sichtbar. Zugleich werden technische Selbständigkeit und Findigkeit durch Aufzeichnung des Zusammenhangs, besonders desjenigen von Methoden und technischen Hilfsmitteln, angeregt. Ergänzende Einzeltechniken zu dieser allgemeinen Technik der wissenschaftlichen Arbeit geben die Hefte 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 12 dieses Handbuchs, 1 und 15 ihre Hintergründe und Auswirkungen.

14

Wege zum Kunstverständnis

Franz Angermann

Inhalt: Wesen, Wert und Freiheit der Kunst / Kunst im Alltag / Freizeit und Kunst / Wir und die Kunst in der Öffentlichkeit / Vom eigentlichen Sinn der Kunst / Ästhetentum und Literatentum

Sie können sich keinen „Innenarchitekten“ für Ihre kleine Wohnung leisten, Sie mühen sich voll dunkler, lockender Ahnungen in Museen und Konzerten, ohne daß Sie zu klarem, tiefem Erleben kommen, die älteste oder die neueste Kunst verwirrt Sie, die Klassiker scheinen Ihnen so lebensfern und „historisch“. Und doch steht die Welt der Kunst Ihnen, wie jedem Menschen offen, die tiefe, gesunde Erneuerung der Seele in der Welt des Schönen und des in einem tieferen Sinne „Wahren“, dem gegenüber der Alltag nur wirklich ist. Die Wege in diese Welt zeigt Ihnen dies Buch, doch seine gedrängte Kürze läßt Ihnen volle Freiheit selbständigen Suchens und Findens, wenn Sie nur erst den „Anschluß“ haben.

15

Was lehrt das Leben

Angermann-Weitsch

Inhalt: Vom „Können“ und der „Persönlichkeit“ / Wie wird eine Persönlichkeit: Jugend, Beruf, Ehe und Familie, Das Volk, Die Kirche / Wurzeln und Wachstum der Persönlichkeit

„Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm . . .!“ Gewiß, aber ernst und anspruchsvoll ist das Leben, heute wie je, und fordert einen „ganzen Kerl“. Aber es erzieht auch zu einem solchen den, der seine Lehre versteht und zu nutzen weiß, und führt ihn von „totem Wissen“ zu lebendigem Können, zu schöpferischem Tun. Im Strom der Welt bildet sich der Charakter, wird eine Persönlichkeit, und unser Buch versucht zu zeigen, wie man sein Leben am besten einsetzt, um es zu gewinnen, wie der Charakter des gesunden Lebenswilligen an den harten Aufgaben wächst zum höchsten Glück und Ziel individuellen Daseins, zu wahrer, lebensverbundener Persönlichkeit.

Jeder geistig Arbeitende beherrscht natürlich die Technik seines Arbeitsgebietes. Hochprozentig aber stehen wir alle als Laien dem Leben gegenüber und leben ach so vielen Dingen gegenüber, die uns berühren, von der Hand in den Kopf und von Heute auf Morgen. Wir „arbeiten uns ein“, wie arbeiten mit Vorurteilen, wir fangen halt einmal an und die Heze des Tages läßt keine Zeit für ruhiges Besinnen über Mittel und Wege. Sollte uns nicht allen eine schlichte Hilfe zur Wendigkeit gegenüber dem „anderen Gebiete“ willkommen sein?

Je nach Ihrem Bedürfnis liefern wir Ihnen:

Entweder

I.: Das Gesamtwerk

18 Lieferungen kosten lose RM. 12,—, in Leinenmappe und Kassette RM. 13,50.

oder

II.: Drei Sonderzusammenstellungen

Gruppe a): Planvolle Arbeit

9 Hefte in Kassette RM. 7,50.

Wesen und Wege geistiger Arbeit / Technik der wissenschaftlichen Arbeit / Wie benutzt man eine Bücherei? / Wie liest man Bücher mit Erfolg? / Vorträge hören — aber welche? / Sammeln und Ordnen, um nicht zu vergessen / Nachschlagen, aber am richtigen Ort / Wie verwerte ich statistisches Material / Die Kunst des Beweizens

Gruppe b): Handwerkszeug für den Beruf

7 Hefte in Kassette RM. 6,—.

Wie verhandle ich vorteilhaft? / Technik des Vertragsabschlusses / Die Kunst des Beweizens / Wie verwerte ich statistisches Material? / Sammeln und Ordnen, um nicht zu vergessen / Geistige Arbeit und Menschenkenntnis / Wie überzeuge ich meine Zuhörer?

Gruppe c): Sinnvolle Freizeit

7 Hefte in Kassette RM. 6,—.

Wesen und Wege geistiger Arbeit / Wie benutzt man eine Bücherei? / Wie liest man Bücher mit Erfolg? / Vorträge hören — aber welche? / Geistige Arbeit und Menschenkenntnis / Wege zum Kunstverständnis / Was lehrt das Leben?

Durch Nachkauf der in den Sonderzusammenstellungen fehlenden Hefte ist die Vervollständigung zum Gesamtwerk jederzeit möglich.

oder

III.: Jede Lieferung einzeln

in Sonderumschlag zu RM. —,80.

Nach Ihrer Entscheidung

bitten wir Sie, uns Ihre Bestellung auf umstehenden Bestellschein zu übermitteln.

Auf Wunsch unverbindliche Ansichtssendung!

Bestellschein

Vom Hans Bött Verlag, Berlin-Tempelhof, bestellt
der Unterzeichnete durch die Buchhandlung:

Zahlung nach Empfang — durch Nachnahme

Technik der geistigen Arbeit

I.

- mal alle 15 Lieferungen in Heften RM. 12,—
..... mal alle 15 Lieferungen in Leinenmappe und Kassette RM. 13,50

II.

- mal Kassette: Planvolle Arbeit RM. 7,50
..... mal Kassette: Handwerkszeug für den Beruf RM. 6,—
..... mal Kassette: Sinnvolle Freizeit RM. 6,—

III.

Einzelne bzw. zur Ergänzung folgende Einzelhefte zu je RM. —,80:

- mal Lieferung 1: Wesen und Wege geistiger Arbeit
..... mal Lieferung 2: Sammeln und Ordnen, um nicht zu vergessen
..... mal Lieferung 3: Nachschlagen, aber am richtigen Ort
..... mal Lieferung 4: Wie verwerte ich statistisches Material?
..... mal Lieferung 5: Wie benutzt man eine Bücherei?
..... mal Lieferung 6: Wie liest man Bücher mit Erfolg?
..... mal Lieferung 7: Vorträge hören — aber welche?
..... mal Lieferung 8: Geistige Arbeit und Menschenkenntnis
..... mal Lieferung 9: Wie überzeuge ich meine Zuhörer?
..... mal Lieferung 10: Wie verhandle ich vorteilhaft?
..... mal Lieferung 11: Technik des Vertragsabschlusses
..... mal Lieferung 12: Die Kunst des Beweisens
..... mal Lieferung 13: Technik der wissenschaftlichen Arbeit
..... mal Lieferung 14: Wege zum Kunstverständnis
..... mal Lieferung 15: Was lehrt das Leben?

Vor- und Zuname:

Beruf:

Ort und Datum:

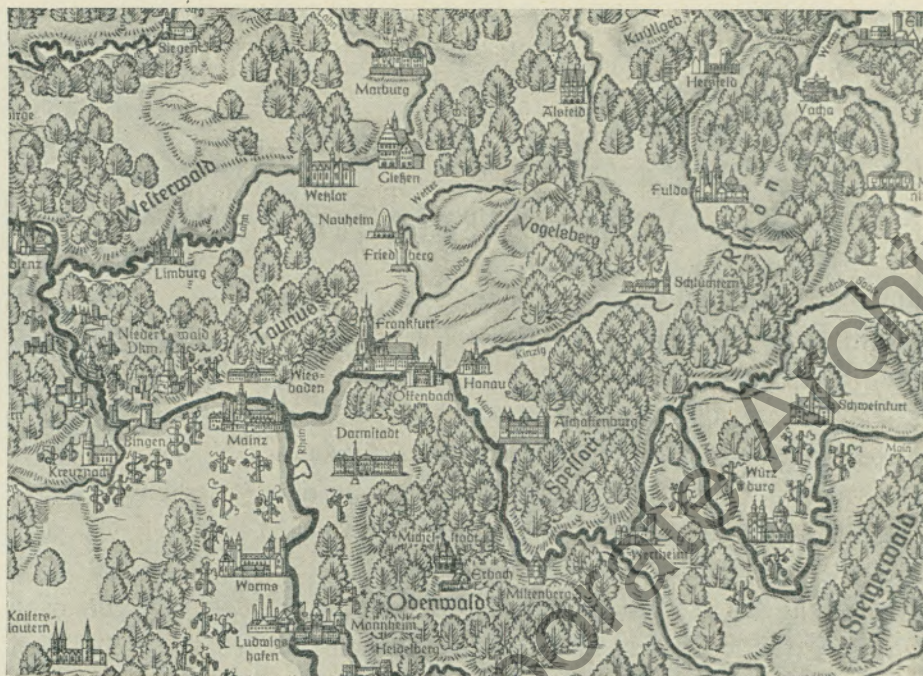
Straße:

Den Wunsch der Ansichtssendung wollen Sie in dem freien Raum
unter dem Wort „Bestellschein“ besonders bezeichnen



Die Neuerscheinungen des Insel-Verlages 1934

Insel-Almanach auf das Jahr 1935	M	— 80
Martin Beheim-Schwarzbach: Der Gläubiger. Roman	M	5.—
Ernst Bertram: Deutsche Gestalten	M	6.—
Ernst Bertram: Griecheneiland. Gedichte	(Halbpergament) M	4.—
Arthur Burkhart: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen	M	12.—
Hans Carossa: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend... M		5.—
Hans Carossa: Tagebuch im Kriege. (Rumänisches Tagebuch)..... M		3.—
Ernest Claes: Black. Die Geschichte eines Hundes	M	3.80
Fritz Dehn: Rainer Maria Rilke und sein Werk	M	6.—
Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate	M	3.75
Gudmundur Kamban: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman	M	7.50
Rudolf Kassner: Das Buch der Gleichnisse	M	4.50
Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch	M	4.50
Koch-Kreidel: Deutschland. Eine Landkarte	M	16.—
D. H. Lawrence: Der Marienkäfer. Novellen	M	7.—
Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. In Mappe	M	48.—
Jedes Blatt in Umschlag	M	6.—
Josef Mühlberger: Die Knaben und der Fluß. Erzählung	M	3.80
Die Räuber vom Kiang schan Moor. Roman. Mit 60 Holzschnitten... M		12.—
Armin Renker: Das Buch vom Papier	(Halbpergament) M	10.—
Rainer Maria Rilke: Späte Gedichte	M	5.—
Rainer Maria Rilke: Briefe an seinen Verleger	M	7.—
Friedrich Schnack: Der erfrorene Engel. Roman	M	5.—
Reinhold Schneider: Auf Wegen deutscher Geschichte	M	3.80
Gabriel Scott: Fant. Roman	M	5.50
Adalbert Stifter: Erzählungen. Volksausgabe	M	4.50
Adalbert Stifter: Witiko. Volksausgabe	M	4.50
Adalbert Stifter: Werke in drei Bänden. (Volks-Stifter)	M	12.—
Gerard Waltschap: Heirat. Roman	M	4.50



Verkleinerte Wiedergabe eines Ausschnittes aus der vielfarbigen Karte

Deutschland

Eine Landkarte · Geschaffen von Rudolf Koch und Fritz Kredel
unter Mitarbeit von Richard Bender und Berthold Welpke

In vielen Farben gedruckt. Größe: 163×120 cm. Unaufgezogen M 16.—
nach Landkartenart aufgezogen und mit Stäben versehen M 30.—

In zehnjähriger Arbeit hat Rudolf Koch gemeinsam mit seinen treuen Helfern die vor dem Erscheinen schon so berühmt gewordene Landkarte von Deutschland geschaffen. Bildhaft anschaulich und symbolisch kündigt sie von deutscher Art, indem sie uns die Landschaft unseres Vaterlandes mit dunklen Wäldern und lichten Höhenhängen, mit Burgen und Domen und den ragenden Schloten der Städte sichtbar macht und zu beiden Seiten die farbigen Wappen der Länder gleich Wächtern des Reiches aufstellt. Zum Bilde fügt sich in vollkommenem Zusammenklang die umrahmende Schrift mit Worten aus Hölderlins Gesang des Deutschen: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!“ In der Vereinigung altmeisterlicher Handwerksstrenge und romantischer Lust an der Mannigfaltigkeit und Schönheit heimatlicher Lande ist ein einzigartiges Kunstwerk entstanden. Wir hoffen, daß dieser wahre Spiegel deutschen Wesens bald überall den gebührenden Platz finden wird, im deutschen Haus, in den Schulen, in Versammlungs- und Kameradschaftshäusern, in öffentlichen Gebäuden jeder Art, auf den deutschen Schiffen und wo immer diesseits und jenseits der Grenzen Liebe zum deutschen Vaterland lebendig ist.

Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch

Mit einem Selbstbildnis Kochs als Soldat

In Leinen M 4.50

Unter den vielen Kriegsbüchern, die bisher erschienen sind, nimmt dieses eine ganz besondere Stellung ein. Als einfacher Soldat ist Rudolf Koch ins Feld gezogen und hat sich – damals neununddreißig Jahre alt und längst „ein angesehener und kunstfertiger Bürger“ – willig dem „preussischen Kommiß“ als dem guten Lehrmeister seines Volkes gebeugt. Was er in drei Jahren an den Fronten in Serbien, Frankreich und Rußland erlebt, hat er mit der ganzen Geradheit und Treue, die der Kern seines Wesens waren, aufgezeichnet, warmherzig, mit offenem Blick, ernst und auch mit gutem Humor. Von dem vorbildlichen Geist, in dem diese Kriegserlebnisse für Kinder und Kindeskinde niedergeschrieben wurden, zeugt der Schluß der Vorrede: „Ich danke Gott für diese Zeit, da ich unter Menschen lebte, die durch Kultur und Verstandesbildung noch nicht entfremdet sind großem, schlichtem und edlem Menschentume, der ich sonst nur Individuen kennen lernte von bestimmter Prägung, und daß ich kein Fremder unter ihnen war und ihnen nicht fremd erschien, sondern ihresgleichen war, wie ich ihresgleichen bleiben werde mein Leben lang.“

ERNST BERTRAM

Deutsche Gestalten

In Leinen M 6.–

J. S. Bach / Klopstock / Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung / Norden und deutsche Romantik / Beethoven / Kleist / Stifter / Möglichkeit deutscher Klassik. Erfüllt von der hohen Verantwortung seines akademischen Wächteramtes, beschwört Bertram deutsche Gestalten, um die ewigen Kräfte deutschen Geistes, die sich in jenen beispielhaft geoffenbart haben, unter uns wach zu halten und von neuem wirksam zu machen. Von Bach bis George führt die Reihe, im Mittelpunkt steht Goethe, der Gesetzgeber, der gläubige Verehrer der Geheimnisse. Erkenntnis des Gelehrten und schöpferische Ahnung des Dichters haben diese Bilder deutscher Gestalten geschaffen.

Von Ernst Bertram erschien ferner der neue Gedichtband „Griecheneiland“. In Halbbp. M 4.–

REINHOLD SCHNEIDER

Auf Wegen deutscher Geschichte

Eine Fahrt ins Reich. In Leinen M 3.80

Der Wald / Paderborn / Speyer / Bremen / Tangermünde / Nürnberg

Rudolstadt / Hohenzollern / Ostland

In einer dichterischen Sprache, die das leuchtende Bild einer Landschaft ebenso sicher prägt wie den klaren geschichtsphilosophischen Gedanken, schildert Reinhold Schneider seine Fahrt durch Städte und Stätten deutscher Geschichte. Ob er in Bremen die notwendige Vereinigung vom Drang in die Welt und erdhafter Bindung erkennt, Nürnbergs Glanzzeit aus dem Dienst vollkommener Einzelmenschen am Ganzen begreift, ob ihn Schiller in Rudolstadt zur Betrachtung über die idyllische Landschaft als Heimat höchster Gedanken führt – immer sind es die leitenden Ideen, die wir auf seiner Fahrt gewinnen, und besonders die Idee des Reiches, die zu allen Zeiten die deutschen Geister bewegt und in Schneiders Buch eine neue Verkündigung gefunden hat.

HANS CAROSSA

Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend

In Leinen M 5.-

Seit uns Hans Carossa zuerst von der Kindheit erzählt hat, ist die Zahl seiner Freunde und Verehrer von Werk zu Werk rasch gewachsen, und so wird die Jugendgeschichte, jetzt in einem Bande vereinigt, für viele als ein neues Buch des Dichters erscheinen. Welche besondere Bedeutung gerade diesem Werk im Schaffen Hans Carossas zukommt, hat er selbst angedeutet mit den Worten: „Was einer in seinen ersten zehn Jahren geliebt und getan hat, wird er immer lieben, immer tun.“ Indem der Dichter von den frühen Erlebnissen erzählt, spürt er den geheimen Kräften nach, die im kindlichen Menschen wachsen, um durch das ganze Dasein fortzuwirken. So spricht aus dem gestaltenreichen Bilderbuch einer Jugend die Weisheit des Mannes, und diese seine Verschmelzung des Kindhaft-Zarten mit dem Kraftvoll-Männlichen gibt dem Buch seine besondere Schönheit.

Tagebuch im Kriege

In Leinen M 3.-

Das Kriegstagebuch Hans Carossas, das bisher unter dem Titel „Rumänisches Tagebuch“ vorlag, gehört zu den wenigen Werken, in denen das Erlebnis des Weltkriegs eine dichterische Gestaltung gefunden hat. Die kriegserischen Geschehnisse sind in diesem Buch nicht Selbstzweck romanhaften Erzählens, sondern das große Schicksal, in dem sich der Mensch zu bewähren hat. Aus dieser Haltung empfängt das Buch seinen Anspruch auf Dauer.

In den gleichen grünen Leinenbänden liegen ferner vor:

Gedichte. M 4.- · Der Arzt Zion. M 6.- · Führung und Geleit. M 5.-

FRIEDRICH SCHNACK

Der erfrorene Engel

Roman eines Mädchens. In Leinen M 5.-

Die anmutige Liebesgeschichte zeigt Schnacks große Kunst, uns Begebenheiten der harten Wirklichkeit wie ein zartes Märchen zu erzählen. Die kleine Petra wird aus dem hohen Glück ihrer Liebe in Not und Tod geführt. Aber trotz dieses ernsten Ausgangs bleibt von dem Buch die Erinnerung an Helle und Heiterkeit, an die Schönheit von Falter, Blume und Edelstein und an die gewaltige Berglandschaft um Königsee und Watzmann.

Klick aus dem Spielzeugladen

Roman für das große und kleine Volk. In Leinen M 4.-

Es gibt nicht viele Bücher, die das Leben so herzlich bejahen, wie es in der Geschichte von „Klick aus dem Spielzeugladen“ geschieht. „Klick“ ist ein Buch, das ganz aus Freude gewachsen ist und gleichsam wie Blumen und Früchte Freude bringt, wo es nur aufgeschlagen wird. Hamburger Fremdenblatt

Von Friedrich Schnack erschienen ferner die folgenden Romane:

Sebastian im Wald · Die Orgel des Himmels · Beatus und Sabine · Goldgräber in Franken · Der Sternbaum. Ein Weihnachtsroman. · **Das Zauberauto**

In Leinen jeder Band M 4.50

RAINER MARIA RILKE

Späte Gedichte

In Leinen M 5.-

Für die große, immer wachsende Gemeinde der Kenner und Verehrer Rainer Maria Rilkes eröffnet der Band zum ersten Mal den Zugang zu Gedichten, die, in der Zeit der „Sonette an Daphne“ und der „Duinefer Elegien“ entstanden, zu den reifsten und reinsten Schöpfungen des Dichters gehören. Sie lagen bisher nur zum Teil in den Gesammelten Werken oder in der Ausgabe der Cranach-Press vor. Mehr als die Hälfte wird hier erstmals in Buchform dargeboten.

Gesammelte Werke in sechs Bänden

In Leinen M 35.-; in Halbleder M 45.-

Einzelausgaben

Erste Gedichte

In Leinen M 6.-

Frühe Gedichte

In Leinen M 5.-

Neue Gedichte

Beide Teile in einem Bande

In Leinen M 6.-

Das Buch der Bilder

In Leinen M 5.25

Das Stunden-Buch

In Halbleinen M 4.25

Duinefer Elegien

In Leinen M 3.50

Geschichten

vom lieben Gott

In Leinen M 4.50

Auguste Rodin

Mit 96 Bildtafeln

In Leinen M 7.-

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge · In Leinen M 6.50

Briefe an seinen Verleger (1906 bis 1926)

Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber

In Leinen M 7.-; in Halbleder M 9.-

Rilkes Briefe an seinen Verleger Anton Kippenberg geben zum ersten Mal ein geschlossenes Bild seines Lebens in den Jahren der Reife und Vollendung. Sie sind für die Kenntnis seines Wesens und des Werdens seiner Werke vom „Stunden-Buch“ bis zur Gesamtausgabe von hoher Bedeutung, zugleich aber auch ein schönes Zeugnis der freundschaftlichen Verbundenheit von Dichter und Verleger.

In gleicher Ausstattung und zu gleichen Preisen liegen vor:

Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907
(1899 bis 1902)

Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906 Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914

FRITZ DEHN

Rainer Maria Rilke und sein Werk

Eine Deutung. In Leinen M 6.-

Das Buch zeigt Rainer Maria Rilke als den strengen und unerbittlichen Geist, der im Dichterischen bis an die Grenze des Möglichen geht und so immer wieder zur menschlichen Existenzfrage vorstößt. Das Bild des Dichters formt sich zur Tragödie, die zugleich die Tragödie der Kunst ist: „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang.“ Der Nachdruck liegt auf den großen Spätwerken Rilkes. Das Buch gibt trotzdem ein Gesamtbild und möchte auch für den Fernerstehenden das Verständnis und die Erkenntnis des Dichters erschließen.

Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift

Jedes Blatt in Umschlag M 6.-; die acht Blätter in Mappe M 48.-

Herr Hartmann von Aue / König Konrad der Junge / Graf Kraft von Toggenburg / Herr Werner von Teufen / Herr Walther von der Vogelweide / Klingor von Ungerlant (Der Sängerkrieg) / Der Tannhäuser / Meister Johannes Hadlaub.

Viele Freunde des kleinen weit verbreiteten Minnesinger-Bändchens der Insel-Bücherei werden den Wunsch haben, die Bildtafeln in der Originalgröße zu besitzen. Die nun vorliegenden Blätter, in der vollkommenen Schönheit ihrer Farben in Lichtdruck wiedergegeben, werden jedem Freund deutscher Art und Kunst eine willkommene Gabe sein.

RICARDA HUCH

Der große Krieg in Deutschland

Vollständige Ausgabe in zwei Bänden (1400 S.)

In Leinen M 12.- Gefürzte Volksausgabe
in Leinen M 2.50

Die Verteidigung Roms

Der Geschichten von Garibaldi erster Teil

In Leinen M 6.-

Von den Königen und der Krone

Roman. In Leinen 5.75

Der Kampf um Rom

Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil

In Leinen M 6.-

Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento

In Leinen M 5.-

Luthers Glaube

Briefe an einen Freund. In Leinen M 5.-

Die Volksausgaben „Das Leben des Grafen Confalonieri“ und „Michael Unger“ siehe Seite 15

D. H. LAWRENCE

Der Marienkäfer

Novellen. In Leinen M 7.-

Die deutsche Ausgabe der Werke des Dichters im Insel-Verlag findet mit diesem Band ihren Abschluß. - Man kennt sein Grundthema: die unlösliche Verbundenheit von Mann und Weib im Kampf von Trieb und Hemmung; aber immer von neuem überrascht der Reichtum seiner Variationen. Die Gespräche der umfangreichen Titelerzählung rühren an wichtige Fragen unserer Tage und geben dem Buch eine große Zeitnähe. Der Band enthält ferner die Novellen: Die Grenze - Simson und Delila - Verliebt - Der Blinde - Du hast mich angefaßt - Sonne.

RUDOLF KASSNER

Das Buch der Gleichnisse

In Leinen M 4.50

Das schauende Denken, diese höchste und reinste und innerste Leistung des Menschen, sehen wir verwirklicht im ganzen Werk R. Kassners und ganz besonders in diesem unsagbar schönen und reichen „Buch der Gleichnisse“.

Theophil Spoerri

Junge deutsche Dichter



JOSEF MÜHLBERGER

Die Knaben und der Fluß

Erzählung · In Leinen M 3.80

Der junge sudetendeutsche Dichter schildert die Freundschaft zweier Knaben und den tragischen Konflikt, der durch ihre Verehrung eines Mädchens entsteht. Der zarte Hauch jungen erwachenden Lebens liegt über den Geschehnissen, hinter denen sich die Weite der böhmischen Landschaft auftut. „Die Erzählung“, schreibt Hermann Hesse, „ist nicht gewollt, nicht gemacht, nicht gekonnt – sie ist da wie eine Vogelmelodie... Es ist die schönste und einfachste junge Dichtung, die ich seit langer Zeit gelesen habe.“

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH

Der Gläubiger

Roman · In Leinen M 5.-

Das von franziskanischem Geist erfüllte Buch erzählt die Geschichte eines heldischen Kampfes gegen eine Schuld. Zwei Menschen, in Armut verstrickt und in moralische Verschuldung geraten, ringen um die Ordnung ihres Schicksals. Sie erkennen ihre Verlassenheit als eine Entfernung von Gott, zu dem sie zurückfinden müssen, und begreifen, daß ihr Gläubiger nicht der einzelne ist, von dem sie durch eine Verkettung widriger Umstände abhängig werden, sondern das Leben selbst, das fordernd an sie herantritt. Ein ganz einfacher, frommer Gedanke übt seine helfende Magie aus: der Dämonie des Gläubigers tritt die Reinheit des Herzens entgegen. – Von Martin Beheim-Schwarzbach erschienen früher die Romane **Die Herren der Erde**. In Leinen M 5.50 und **Die Michaelskinder**. In Leinen M 6.25

KARL HEINRICH WAGGERL

Das Jahr des Herrn

Roman. In Leinen M 5.50

Brot

Roman. In Leinen M 6.-

Schweres Blut

Roman. In Leinen M 6.-

Waggerls Romane sind stille Gleichnisse, die uns durch die bezwingende Einfachheit der Sprache, durch den geraden klaren Gang der Handlung, durch die hinter jedem Wort spürbare reife, reine und gläubige Anschauung des Dichters in wunderbarer Weise berühren und oft traumhaft ergreifen, Ernst und Freude in uns hebend. Waggerls Bücher sind hohe Volksdichtung. Eberhard Meckel

Neue Werke flämischer Dichter

ERNEST CLAES

Black

Die Geschichte eines Hundes

In Leinen M 3.80

Black ist ein reinrassiger Vertreter der edlen schottischen Royal Gordon Setters. Auf dem Lande wird er groß, genießt alle Freuden in Feld und Busch und kommt dann in einen städtischen Haushalt, wo er geliebt und verwöhnt wird und doch den lockenden Ruf von Wildnis, Freiheit und Abenteuer vernimmt. Der Dichter des „Glachskopfes“ und des „Hannes Raps“ hat in dieser Tiergeschichte eine liebenswerte Dichtung geschaffen. „Glachskopf“ liegt in einer Volksausgabe vor (siehe S. 15).



GERARD WALSCHAP

Heirat

Roman · In Leinen M 4.50

„Segen der Ehe“ könnte man dieses Buch auch nennen, das den Aufstieg eines verkommenen Mannes in der Gemeinschaft mit einer schlichten, gesunden Frau schildert. Sie macht ihn zu einem brauchbaren Menschen, durch seine Nachkommenschaft wird er zum Gründer eines neuen Dorfes. Diese Geschichte eines Aufstieges ist kraftvoll und mitreißend erzählt, frisch, humorvoll, mit der Ursprünglichkeit des Lebens selbst.

ANTON COOLEN

Brabanter Volk

Roman · In Leinen M 5.-

Es strömt von dieser Erzählung eine warme innere Fülle aus: sie kommt aus dem quellenden Segen des Bodens, aus der natürlichen Einfachheit der Menschen, aus dem naiven Glauben an die göttliche Bestimmung, die Leben und Tod auf gleicher Waage hält, und aus der Hingabe an das Schicksal, das sie ernst oder unbändig froh macht. Es ist eben das Leben selbst, das sich hier spiegelt, und wo echtes Leben ist, ist auch echte Dichtung.

Kölnische Zeitung

FELIX TIMMERMANS

Franziskus

Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 6.-

Pieter Bruegel

Roman. Mit Zeichnungen des Dichters

In Leinen M 6.-

Die Delphine

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit

Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M. 5.-

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman. In Leinen M 5.-

Das Licht in der Laterne

Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters

In Leinen M 5.-

Die bunte Schüssel

Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters

In Leinen M 4.50

Die Volksausgaben von „Pallierter“ und „Jesuskind in Glandern“ siehe auf Seite 15

Zwei große Romane nordischer Dichter

GUDMUNDUR KAMBAN

Die Jungfrau auf Skalholt

Roman. Deutsche Ausgabe, in Verbindung mit dem Dichter besorgt von Edvard H. Schaper
In Leinen M 7.50

Selten nur hat man das Glück, einer Romandichtung großen Stils zu begegnen wie diesem Werk des isländischen Dichters, durch das der starke Atem der alten Saga weht. Kamban erzählt, auf Grund geschichtlicher Tatsachen, von dem Ringen des mächtigen Bischofs Brynjolfur auf Skalholt mit seiner Tochter Ragnheidur, die sich in leidenschaftlichem Selbstbehauptungskampf das Recht ihrer Liebe ertrotzen will. Überlebensgroß gleich eddischen Gestalten stehen sie einander gegenüber, „des Landes stärkster Wille und die einzige Frau, die es wagt, ihn beugen zu wollen“. Mitten in diesem harten Kampf erscheint das ewige Wunder des größten Frauenerlebnisses: Mutterschaft – und hier findet dieser männliche Dichter Worte von zartester Schönheit. Das immer wieder zu dramatischen Höhepunkten drängende Werk hat Edvard H. Schaper mit der Einfühlungskraft und dem feinen Sprachgefühl des Dichters übertragen, so daß der großartige Roman aus dem germanischen Norden wahrhaft ein deutsches Buch geworden ist.

GABRIEL SCOTT

Fant

Roman. In Verbindung mit dem Dichter aus dem Norwegischen übertragen
von Edvard H. Schaper. In Leinen M 5.50

Fante sind die Zigeuner des Nordens, die nicht mit dem Wagen, sondern mit ihrem Boot von Ort zu Ort ziehen, zwischen den Schären, in den Fjorden des Landes. In dieser Welt, neu und anziehend, spielt der Roman Gaendriks und der jungen Sofesa, die sich mit rührender Zärtlichkeit und tapferer Überwindung aller Ängste dem rauhen Bootszigeuner anschließt. Uralte Feindschaft ist gesetzt zwischen den Fahrenden und den Sesshaften, den Bauern. Ihm gilt alle List des Zigeuners, auf ihn legt er die Büchse an – doch dem Mord folgt die Vergeltung: das Meer nimmt sich den Fant, der ihm in Leben und Tod gehört. Großartig schildert Scott Land und Meer und Menschen, und man begreift nach diesem ungewöhnlichen Buch Knut Hamsuns Wort: „Gabriel Scott gibt mehr als alle anderen Schilderer unseres Volkes.“

FRANS EEMIL SILLANPÄÄ

Silja, die Magd

Roman. In Leinen M 6.–

Der finnische Dichter hat in diesem Buch ein ergreifendes Frauenschicksal gestaltet. Unberührt von aller Not des Lebens geht die kleine Silja mit dem liebevollen Herzen tapfer ihren Weg. Ihr Roman mutet an wie eine schöne Legende, hinter der drohend der finnische Bruderkampf am Ende des Weltkriegs steht.

Eines Mannes Weg

Roman. In Leinen M 5.–

Ein rechter Mann, in all seinen Mühen und Mängeln, ist dieser Hofbauer Paavo Myrola, der nach vielen Irrungen sich das tüchtige und gütige Mädchen gewinnt, das seine Jugendgeliebte war. Kraftvoll und stark sind diese Menschen wie das Land, dessen Zauber der Dichter schildert.

Ein neuer chinesischer Meisterroman



Die Räuber vom Liang schan Moor

Aus dem Chinesischen übertragen
von Franz Kuhn

Mit 60 Holzschnitten einer alten
chinesischen Ausgabe

In Leinen M 12.-

Dieses chinesische Volksbuch, der früheste Abenteuerroman der Weltliteratur, übertrifft alle ähnlichen Werke an mitreißender Schwung einer bewegten Handlung. Es vereinigt eine Fülle prachtvoller Gestalten und ist zudem ein hohes Lied der sozialen Gerechtigkeit: Denn es handelt sich hier nicht um die Streiche kleiner Banditen oder zuchtloser Räuberhorden, sondern um den Aufbau eines Staates im Staate, zum Besten der Volksgemeinschaft. Dieser merkwürdige Räuberstaat, an dessen Spitze der große Volksfreund

Sung Kiang, der Streiter für Recht und Gerechtigkeit, steht, hat wirklich im zwölften Jahrhundert in China bestanden, und das ganze Marshall- und Wandenwesen im Fernen Osten, dem wir noch heute begegnen, wird durch diesen historischen Roman verständlich – der eben darum wohl so gar nicht historisch anmutet. In seinen abenteuerlichen Kämpfen zu Wasser und zu Lande, mit den verwegenen Streichen der Hauptlinge „Pantherschädel“, „Kurzbeintiger“, „Eiserner Büffel“ ist es ein unerhört spannendes Buch. – Sechzig Holzschnitte einer alten chinesischen Ausgabe geben dem Werk für den Liebhaber illustrierter Bücher noch besonderen Wert.

Früher erschienene chinesische Romane:

Der Traum der roten Kammer

Aus dem Chinesischen übertragen

von Franz Kuhn

In Leinen M 12.-

Der Roman, der noch heute zur Lieblingslektüre aller Chinesen gehört, schildert Glanz und Niedergang eines Fürstengeschlechts. Im Mittelpunkt der vielverschlungenen Ereignisse stehen die Gestalten eines chinesischen Werther und seiner Geliebten. Wir gewinnen Einblick in das intime Leben eines vornehmen Hauses, in die geheimen seelischen Bezirke abgeschiedener Frauengemächer und in die Myserien buddhistisch-taoistischer Jenseitsvorstellungen.

Die Rache des jungen Mch oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte

Aus dem Chinesischen übertragen v. Fr. Kuhn

In Leinen M 6.25

Dieser Studenten- und Revolutionsroman macht uns mit den Bräuchen der chinesischen Akademiker bekannt und zeigt, wie in China eine Revolution geistig ins Werk gesetzt wird. Anmutig fügt sich eine zart-romantische Liebesgeschichte in die politischen Begebenheiten, und am Ende segnet der Sohn des Himmels selbst eine Doppelhochzeit.

H. HASLUND-CHRISTENSEN

Jabonah

Abenteuer in der Mongolei
Mit einem Geleitwort von Sven Hedin,
118 Abbildungen und einer Karte
In Leinen M 6.50

„Dies ist das herrlichste Buch, das ich kenne. Dieses Buch muß doch bekannt werden!“ – so schrieb uns Karl Heinrich Waggerl nach der Lektüre von „Jabonah“, und was da der Dichter in freudiger Begeisterung aussprach, ist wohl die Meinung aller, die das Buch gelesen haben. Jabonah ist der Ruf, mit dem die mongolischen Karawanenführer Kamele und Pferde zum Aufbruch treiben. Jabonah ist die tausendjährige Melodie der asiatischen Wüste. Mit beglückender Frische berichtet Haslund, „der geborene Schilderer asiatischen Lebens“, wie Sven Hedin ihn nennt, von der Gründung einer Farm durch eine Gruppe junger Menschen tief in der Mongolei. Er erzählt von den gefährvollen Streifzügen ihres Pelzhandels, von Erlebnissen mit Räubern und Zauberern, von der Gefangenschaft im Sowjetgefängnis und einem Weihnachtsidyll mitten in der Einöde des mongolischen Berglands. Es ist eine asiatische Odyssee, erzählt im Geist eines Wikings.



ARMIN RENKER

Das Buch vom Papier

Mit 46 Bildern in Lichtdruck und Beilagen
In Halbpergament M 10.–

Die Kulturgeschichte des Papiers, von einem Fachmann geschrieben, wendet sich besonders an den Liebhaber, der im Papier des Buches den offensibaren und geheimen Reiz des kostbaren Stoffes zu erkennen und zu genießen weiß. In Wort und Bild führt uns Armin Renker durch die Jahrtausende, zu den Anfängen der Papierherstellung in China, zu den „Papyren“ des deutschen Mittelalters, in die Papierfabrik der Gegenwart. Er verweilt bei den Wasserzeichen, bei Druckern und Papierhändlern und widmet besondere Kapitel dem Papierforscher und dem Papierliebhaber. Es kommt ihm vor allem darauf an, dem nachzuspüren, was er die Seele des Papiers nennt; diese geistige Durchdringung des Stoffes gibt dem Buch seine Eigenart und entrückt es dem engeren Bereich der Fachliteratur. – Neben 46 Abbildungen bringt das Buch Proben von zahlreichen Papierforten – vom Papyrus angefangen – Wasserzeichen und eine Karte, die die Wanderungen des Papiers erkennen läßt.

Goethe · Sämtliche Werke

in siebenzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Zahn und Curt Schüddekopf. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier.

In Leinen M 135.-; in Leder M 235.-

Die vollständige aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten bietet.

Goethes Briefe und Tagebücher

Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden (1750 S.).

In Leinen M 18.-; in Leder M 30.-

Goethes Gespräche

ohne die Gespräche mit Eckermann.

Auf Dünndruckpapier in einem Bande (800 S.).

In Leinen M 9.50; in Leder M 16.-

Gespräche mit Eckermann

Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (800 S.).

In Leinen M 7.50; in Leder M 13.-

Den „Volks-Goethe“ siehe auf Seite 15

Sämtliche Gedichte

In zeitlicher Folge. Zwei Bände.

In Leinen M 12.-; in Leder M 20.-

Faust

Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande.

In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50

Farbenlehre

Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Mit 32 meist farbigen Tafeln.

In Leinen M 10.-

„Goethe und seine Welt“ auf Seite 14

Klassiker- und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe.

Taschenausgabe. In Leinen M 7.-

Eichendorff, Joseph von: Werke in zwei

Bänden. (1080 Seiten.) In Leinen M 6.-

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke.

Taschenausgabe. (1043 Seiten.) In Leinen M 9.-; in Leder M 15.-

Kant: Sämtliche Werke in sechs Bänden.

Taschenausgabe. (4400 Seiten.) In Leinen M 45.-; in Leder M 75.-

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke.

Taschenausgabe. (1190 Seiten.) In Leinen M 9.-; in Leder M 15.-

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Ge-

dichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürrer, Beham u. a. Zwei Bände. In Halbleinen M 10.-. Mit handkolorierten Holzschnitten in Halbperg. M 16.-; in Schweinsleder M 30.-

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden.

Taschenausgabe. (4900 S.) In Leinen M 45.-; in Leder M 70.-

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in

acht Bänden. In Leinen M 30.-; in Halbpergament M 40.-

Dittens, Charles: Ausgewählte Werke

in sechs Bänden. Mit über 300 Federzeichnungen. (6100 S.) In Leinen M 45.-

Inhalt: David Copperfield · Der Karitätenladen · Die Pickwickier · Martin Chuzzlewit · Nikolaus Nickleby · Oliver Twist u. Weihnachtserzählungen.

Jacobson, Jens Peter: Sämtliche Werke

in einem Bande. (877 S.) In Leinen M 9.-; in Leder M 15.-

Stendhal (Henri Beyle): Gesammelte

Werke. Taschenausgabe in acht Bänden. (5200 S.) In Leinen M 55.-; in Leder M 90.-

Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings · Bd. II: Von der Liebe · Bd. III: Armance · Bd. IV: Rot u. Schwarz · Bd. V: Lucien Leuwen · Bd. VI: Die Kartause von Parma · Bd. VII: Zwölf Novellen · Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten. Die Bände sind auch einzeln erhältlich.

Die Erzählungen aus den Tausendundein

Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. (5120 S.) In Leinen M 55.-; in Leder M 90.-

Die Bände sind auch einzeln, in Leinen je M 9.50 erhältlich.

Geschenkwerte

Anderſen, Hans Chriſtian: Märchen. Vollſtändige Ausgabe. Zwei Bände. In Leinen M 10.—

Brüder Grimm: Märchen. Vollſtändige Ausgabe. Zwei Bände. In Leinen M 9.—

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollſtändige Ausgabe. In Leinen M 5.—

Der Heliand. In Simrocks Übertragung. Mit den Bruchſtücken der altsächſiſchen Geſeßs. In Leinen M 3.50

Beethovens Briefe in Auswahl. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—

Bettinas Leben und Briefwechſel mit Goethe. Mit 17 Bildtafeln und 2 Facſimiles. In Leinen M 7.50

Carolineus Leben in ihren Briefen. Eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Elſabeth Charlotte (Liſelotte): Briefe der Herzogin Elſabeth Charlotte von Orleans. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Briefe von Goethes Mutter in Auswahl. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 4.50

Die Brautbriefe Wilhelms und Carolineus von Humboldt. In Leinen M 6.50

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Alexander von Billers: Briefe eines Unbekannten. Mit 2 Bildniſſen. In Leinen M 6.50

Schurig, Arthur: Wolfgang Amade Mozart. Mit 41 Bildtafeln und 3 Facſimiles. Zwei Bände. In Leinen M 14.—

Corti, Egon Caſar Conte: Die Tragödie eines Kaiſers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. In Leinen M 7.50

Rebelthau, Otto: Der Ritt nach Canoffa. In Leinen M 6.—

Scheffler, Karl: Der Geiſt der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 7.—

— **Holland.** Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 9.—

— **Italien.** Tagebuch einer Reiſe. Mit 118 Bildtafeln. In Leinen M 9.—

Steindorff, Georg: Die Kunſt der Ägypter. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Textbildern. In Leinen M 12.50

Das Blumenbuch. Zeichnungen von Rudolf Koch. In Holz geſchnitten von Fritz Kredel, handkoloriert von Emil Wöllner. Drei Teile. In Pappbänden M 80.—

Schnaß, Friedrich: Das Leben der Schmetterlinge. In Leinen M 6.—

Deutſche Vergangenheit

Nach zeitgenöſſiſchen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler

Neun Bände mit je 16 Bildtafeln. In Leinen M 60.—; die einzelnen Bände M 7.50

Politische Reihe: Die Germanen in der Völkerverwanderung / Das Frankenreich

Die Sächſiſchen und Saliiſchen Kaiſer / Die Hohenſtaufen

Kulturhiſtoriſche Reihe: Kloſterleben im Mittelalter / Geiſtesleben im Mittelalter

Ordensritter und Kirchenfürſten / Fürſten und Ritter / Bauern, Bürger und Hanſa

Die Volksausgaben des Insel-Verlages

Jeder Band in Leinen M 4.50



Kaiser Heinrich V.

Aus: Böhler, Das erste Reich
der Deutschen

Deutsche Erzähler

Ausgewählt und eingeleitet von

Hugo von Hofmannsthal. 1005 Seiten

Der ganze Reichtum unseres klassischen deutschen Erzählgutes
von Goethe bis Gottfried Keller ist in diesem Band vereinigt

*

ADALBERT STIFTER

Erzählungen

In einem Bande (rund 900 Seiten)

(Inhalt siehe Seite 15 unter Volks-Stifter)

Witke

Ungekürzte Ausgabe. 930 Seiten

Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman

*

EMIL WALDMANN

Albrecht Dürer

Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln

JOHANNES BÜHLER

Das erste Reich der Deutschen

Von der Völkerverwanderung bis zur Reformation

450 Seiten mit 80 Bildtafeln

Deutsche Heldensagen

Herausgegeben von Severin Rüttgers

(616 Seiten). Mit einem erklärenden Anhang

*

GUSTAV SCHWAB

Sagen des klassischen Altertums

Vollständige Ausgabe

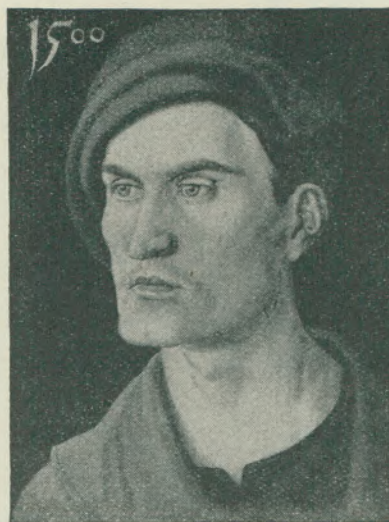
mit 96 Bildern von Flarman. (1020 Seiten)

*

Goethe und seine Welt in 580 Bildern

Herausgegeben

von Hans Wahl und Anton Rippenberg



Männerbildnis 1500

Aus: Waldmann, Albrecht Dürer

Die Volksausgaben des Insel-Verlages

Jeder Band in Leinen M 3.75

MEISTER ECKHART

Deutsche Predigten und Traktate

Neue Ausgabe von Friedrich Schulze-Maizier

CHARLES DE COSTER

Willenspiegel und Lamme Goedzak

Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen

ADALBERT STIFTER

Der Nachsommer

ERNEST CLAES

Flachskopf

Mit einem Vorwort und Bildern von

Felix Timmermans

RICARDA HUCH

Michael Unger . Roman

FELIX TIMMERMANS

Pallister

Mit vielen Zeichnungen des Dichters

Das Leben

des Grafen Federigo Confalonieri

Roman

LEONHARD FRANK

Die Räuberbande . Roman

Das Jesuskind in Flandern

Mit vielen Zeichnungen des Dichters

Der Volks-Goethe

Goethes Werke in sechs Bänden.

3900 Seiten . Im Auftrag der Goethe-
Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben
von Erich Schmidt . Neu bearbeitet von
Gustav Roethe . 100. Tausend.

In Leinen M 18.—

Der Volks-Stifter

Adalbert Stifters Werke in drei Bänden

2600 Seiten. In Leinen M 12.—

Inhalt: Der Nachsommer. Witiko.

Erzählungen (Hochwald, Abdias, Brigitta, Hage-
stolz, Waldsteig, Bunte Steine, Nachkommen-
schaften, Sonnenfinsternis)

Insel-Almanach auf das Jahr 1935

Mit 6 Bildtafeln. Gebunden 80 Pfennige

Der neue Almanach bietet zum überwiegenden Teil ungedruckte, in sich abgeschlossene Beiträge unserer alten und neuen Autoren. Neben Gedichten von Rainer Maria Rilke und Rudolf Alexander Schröder stehen Tagebuchblätter von Hans Carossa, Erzählungen und Studien von J. E. Sillanpää, Edvard H. Schaper und Josef Mühlberger; Max Mell erzählt Paradiesmärchen, Friedrich Schnack ein neues Abenteuer seines kleinen Helden Klick. Weitere Beiträge sind unseren neuen Büchern entnommen.

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennige

Mit ihren fast 500 Bänden ist die Insel-Bücherei ein Spiegelbild deutschen Wesens. Wie sie den ewigen Bestand deutschen Sprach- und Kulturgutes zu vereinigen bemüht bleibt, so nimmt sie aus der Weite der Welt die Erscheinungen in sich auf, die zur Bildung des deutschen Menschen beitragen. Besonderen Beifall haben in jüngster Zeit die vielfarbigen Bilderbände gefunden.

Farbige Bände

Die mit * versehenen Werke sind 1934 erschienen

Die Minnesinger in Bildern der Manessischen Handschrift

Mit Geleitwort von Hans Naumann (Nr. 450)

*Der Sachsenspiegel

Mehrfarbige Bilder der Heidelberger Handschrift.
Erläutert von Eberh. Fehrm. v. Künfsberg (Nr. 347)

*Wer will unter die Soldaten

Deutsche Soldatenlieder mit vielen farbigen
Bildern von Fritz Kredel (Nr. 236)

Heinrich Hoffmann: Der Struwwelpeter in seiner ersten Gestalt. Mehrfarbig (Nr. 66)
Das schönste Bilderbuch für Groß und Klein

Das kleine Blumenbuch

In vielen Farben. Nach Holzschnitten von
Rudolf Koch und Fritz Kredel (Nr. 281)

*Das kleine Schmetterlingsbuch

In vielen Farben. Nach Jakob Hübner.
Nachwort von Friedrich Schnack (Nr. 213)

*Das kleine Buch der Vögel und Nester

In vielen Farben. Mit einem Nachwort von
Heinz Graupner (Nr. 100)

Neue Bände des Jahres 1934

Beheim-Schwarzbach, Martin: Das Buch
vom Schach (Nr. 460)

Berbe, Helmut: Augustus (Nr. 444)

**Bismarcks Briefe an Schwester und
Schwager** (Nr. 462)

Busch, Wilhelm: Bilderpöffen (Kake und Maus /
Der Eispeter / Krifschan mit der Piepe / Hänsel
und Gretel). In 70 Bildern (Nr. 25)

Die Briefe der Diotima (Nr. 455)

Brüder Grimm: Buntes Spiel. Der Märchen
dritter Teil (Nr. 443)

Brüder Grimm: Deutsche Sagen (Nr. 458)

Groth, Klaus: Quickborn (Nr. 451)

Das Hausbuch. Bilder aus dem deutschen Mittel-
alter von einem unbekannten Meister (Nr. 452)

Hofmannsthal, Hugo von: Gedichte (Nr. 461)

Hesse, Hermann: Vom Baum des Lebens. Ge-
dichte (Nr. 454)

Koch, Rudolf: Häusliches Leben. In 24 Schatten-
bildern (Nr. 124)

Kühnemann, Eugen: Schiller und seine Welt
(Nr. 464)

Krebelthau, Otto: Mein Gemüsegarten (Nr. 456)

Ponten, Josef: Die Bockreiter. Erzählung
(Nr. 463)

Rembrandt: Handzeichnungen. 48 Bildtafeln
(Nr. 108)

Die Schellenkappe: Altdeutsche Schwänke des
sechzehnten Jahrhunderts (Nr. 457)

Schnack, Friedrich: Land ohne Tränen (Nr. 459)

Das Ständebuch: 112 Holzschnitte von Jost
Amman mit Reimen von Hans Sachs (Nr. 133)

Stehr, Hermann: Gudnak. Novellen (Nr. 62)

Stifter, Adalbert: Der Hagestolz (Nr. 453)

Vollständige Verzeichnisse aller lieferbaren Bücher des Insel-Verlages und der Insel-Bücherei sind durch jede gute Buchhandlung oder, wo solche nicht vorhanden, unmittelbar vom Insel-Verlag (Leipzig C 1, kurze Straße 7) unentgeltlich zu beziehen. Das „Insel-Schiff“, die Zeitschrift für die Freunde des Insel-Verlages, erscheint viermal im Jahr; der Jahrgang kostet M 3.-; Einzelhefte M 1.-